UTOPIEN OHNE BAUMHÄUSER

KOLUMNEN 2023

KATHRIN PASSIG

Table of Contents

Vorbemerkung
1. Conways Gesetz
2. Unscharfes Lesen
3. Wahre Geschichten
4. Tweets über Bäume
5. Elternsicherung
6. Lesen mit Libby
7. Zu wenig Internet
8. KI-Effekt
9. Utopien ohne Baumhäuser
10. Geht doch nach drüben!
11. Hundewaschmaschine
12. Nichts zu sagen
13. IrrBenAllV
14. Automatisches Entchen
15. Wir waren vor Ort
16. Legales Leihen
17. Aktuelles (2017)
18. Wie war das noch?
19. KI-Jahreszeiten
20. Ich find’s doof
21. Kürzen und Längen
22. Anrufbeantworter
23. Pilcherbot
24. Menschmaschinemurks
25. Zwischen 0 und 1
26. Informationsflut, nächste Runde
27. Noch mehr Nichts
28. Im ganz frühen Internet
29. Anti-Influence
30. Wohnen als Text
31. Arp und Hult
32. Ganz unten
33. Sparpreis Senioren
34. Was war das Bloggen?
35. Die Wikipedia-Lücke

36. Aufgewacht
37. Maschinelle Lethargie
38. Mein Sprachmodell
39. Das Wetter von gestern
40. Die App ist schuld
41. Korrekturfaktoren als Pfuschsignal
42. Die Jugend sieht es endlich ein
43. Punkt auf der Karte
44. Nur für Försterinnen
45. Meinten Sie: Kochbuchautorinnen?
46. Sprachrenovierung
47. Texte und Extrakte
48. Mistifizierung
49. Die Mastodon-Matratze
50. Heizdeckenkolumne
51. Nicht lesen
52. Abschied vom Rockpieptiker

UTOPIEN OHNE BAUMHÄUSER

KOLUMNEN 2023

KATHRIN PASSIG

Kathrin Passig

Utopien ohne Baumhäuser

Kolumnen 2023

Inhalt

Vorbemerkung
1. Conways Gesetz
2. Unscharfes Lesen
3. Wahre Geschichten
4. Tweets über Bäume
5. Elternsicherung
6. Lesen mit Libby
7. Zu wenig Internet
8. KI-Effekt
9. Utopien ohne Baumhäuser
10. Geht doch nach drüben!
11. Hundewaschmaschine
12. Nichts zu sagen
13. IrrBenAllV
14. Automatisches Entchen
15. Wir waren vor Ort
16. Legales Leihen
17. Aktuelles (2017)
18. Wie war das noch?
19. KI-Jahreszeiten
20. Ich find's doof
21. Kürzen und Längen
22. Anrufbeantworter
23. Pilcherbot
24. Menschmaschinemurks
25. Zwischen 0 und 1
26. Informationsflut, nächste Runde
27. Noch mehr Nichts
28. Im ganz frühen Internet
29. Anti-Influence
30. Wohnen als Text
31. Arp und Hult
32. Ganz unten

33. Sparpreis Senioren
34. Was war das Bloggen?
35. Die Wikipedia-Lücke
36. Aufgewacht
37. Maschinelle Lethargie
38. Mein Sprachmodell
39. Das Wetter von gestern
40. Die App ist schuld
41. Korrekturfaktoren als Pfuschsignal
42. Die Jugend sieht es endlich ein
43. Punkt auf der Karte
44. Nur für Försterinnen
45. Meinten Sie: Kochbuchautorinnen?
46. Sprachrenovierung
47. Texte und Extrakte
48. Mistifizierung
49. Die Mastodon-Matratze
50. Heizdeckenkolumne
51. Nicht lesen
52. Abschied vom Rockpieptiker

Vorbemerkung

Fünf Jahre lang wöchentlich kolumnieren, 260 Texte, jeden Dienstag ein Abgabetermin: Das ist auch für mich eine absurde Vorstellung. Aber irgendwie ist es gegangen, und es geht immer noch. Es ist sogar leichter geworden. Ich denke zwar immer noch jede Woche »Jetzt ist mir aber schon lange nichts Neues mehr eingefallen, das war's, ich bin leergeschrieben, bald werden sie das auch bei der Frankfurter Rundschau nicht mehr übersehen können.« Aber beim Zusammensetzen der Buchversion kommt mir dann wie jedes Jahr wieder vieles ganz interessant vor und ich denke »Ging eigentlich.« Weil ich vorher weiß, dass ich das hinterher denken werde, mache ich mir keine Sorgen. Das wird natürlich dazu führen, dass ich es selbst nicht merke, wenn mir eines Tages *wirklich* nichts mehr einfällt.

Aber da verlasse ich mich auf die Redaktion. Sie besteht aus Regine Seipel und Anne Lemhöfer, denen ich an dieser Stelle danken möchte. Außerdem hat mir der Redaktions-Chat des Techniktagebuch-Blogs oft geholfen, insbesondere Oliver Laumann. Das Techniktagebuch kann man unter techniktagebuch.tumblr.com lesen oder, wenn man Bücher lieber mag, dort als Buch herunterladen.

Kathrin Passig, Dezember 2024[1]

---

[1] Das Buch war im Januar schon fast fertig, aber dann, ich weiß auch nicht, irgendwie war plötzlich Dezember.

1

Conways Gesetz

In Randall Munroes Comicserie »xkcd« gibt es eine Grafik, die das Verhältnis von »Was auf der Startseite von Universitäten zu finden ist« und »Was Leute auf der Website der Uni suchen« zeigt[1]. Die Startseite enthält Pressemitteilungen, ein Schreiben des Uni-Präsidiums und Werbung für Veranstaltungen. Gesucht werden: Die Adresse der Uni, Semesterbeginn und -ende und eine brauchbare Karte des Universitätsgeländes. Der einzige Punkt, in dem sich Angebotenes und Gesuchtes überschneiden, lautet: Vollständiger Name der Universität.

Das ist kein Spezialproblem von Universitäten, und es ist auch nicht einfach die Folge davon, dass da jemand zu wenig nachgedacht hat. In den Startseiten von Universitäten und Unternehmen steckt viel Arbeit. Eine Erklärung für diesen unpraktischen Zustand der Welt ist das »Gesetz von Conway«. Der US-Informatiker Melvin Conway hat es zuerst 1968 formuliert. Es besagt, dass eine Organisation immer nur Systeme hervorbringen kann, die die internen Kommunikationsstrukturen der Organisation spiegeln. Die Universität hat eine Presseabteilung, ein Präsidium und eine Veranstaltungsabteilung, und alle bestehen sie darauf, auf der Startseite irgendwie vertreten zu sein. Zusammen mit den übrigen Einrichtungen der Uni, weshalb es auf so einer Startseite meistens recht voll ist.

Conways Gesetz wird in der Informatik oft zitiert, ist aber nicht auf dieses Fach beschränkt. In der Informatik ist die Struktur der hergestellten Produkte nur leichter zu erkennen als anderswo: Software ist Text, dieser Text ist untergliedert, und die Untergliederungen entsprechen bestimmten Abteilungen des Unternehmens.

Man kann aus Conways Gesetz auch Schlüsse in der entgegengesetzten Richtung ziehen: Eine Zeitschaltuhr, bei der man zum Einstellen der einfachsten Dinge »Knopf SET 42x drücken« muss, ist wahrscheinlich in einem Unternehmen entstanden, in dem man einen zehnseitigen Antrag ausfüllen muss, wenn man neue Klammern für den Klammerhefter braucht. Und eine Website, auf der jede Unterabteilung ihre eigene, völlig neue Navigation mitbringt und das Gegenteil von dem behauptet, was anderswo auf derselben Seite steht, kommt wahrscheinlich aus einem Unternehmen, dessen Abteilungen auf dieselbe Art zusammenarbeiten.

Wahrscheinlich. Es klingt einleuchtend, aber eigentlich wissen wir gar nicht so viel darüber, ob sich die Welt wirklich mit Hilfe von Conways Gesetz erklären lässt. In einem Überblick über die wissenschaftliche Literatur aus dem Jahr 2013 kommen Sabrina E. Bailey und ihr Team zu dem Ergebnis, dass das Gesetz zwar oft zitiert wird, aber nach über fünfzig Jahren immer noch nur eine Annahme ist. Es sei jedenfalls leicht, Gegenbeispiele zu finden: Hierarchische Organisationen seien ganz gut darin, Systeme in Netzwerkform hervorzubringen, zum Beispiel das frühe Internet.

Es ist eine schöne, verlockende Idee, dass Unternehmen fraktale Angelegenheiten sind und aus

einem intern zerstrittenen Unternehmen keine Software hervorgehen kann, deren Einzelteile friedlich zusammenarbeiten. Die meisten Unternehmen und Organisationen haben Abteilungen, die nicht ganz so gut kooperieren, wie man es sich wünscht. Und die meisten Systeme, die von Unternehmen hervorgebracht werden, haben ebenfalls Einzelteile, die nicht immer perfekt miteinander kommunizieren. Aber einen Kausalzusammenhang zwischen der einen Beobachtung und der anderen nachzuweisen, ist harte und langweilige Arbeit.

Wenn eine Behörde ankündigt, demnächst irgendein »Portal« zu bauen, mit dem der Kontakt zur Behörde vereinfacht werden soll, dann kann man also zynisch ankündigen, dass das auf keinen Fall klappen wird, weil Vereinfachung nicht von komplizierten Behörden hergestellt werden kann, sondern nur von Startups, die aus drei eng befreundeten Personen bestehen. Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass am Ende wirklich etwas herauskommt, das den Kontakt zur Behörde eher komplizierter als einfacher macht. Oder ein Angebot, das von einer Spezialabteilung entwickelt wurde und über das die Bürgerinnen und Bürger nur Kontakt zu genau dieser Spezialabteilung aufnehmen können, die vom Rest der Behörde ignoriert wird. Aber das könnte auch einfach daran liegen, dass Unzulänglichkeit und Murks insgesamt wahrscheinlichere Ergebnisse sind als Weltverbesserung. Vielleicht hat die Struktur der Behörde überhaupt nichts damit zu tun. Conways Gesetz wäre dann so etwas wie die menschliche Bereitschaft, in jeder Nudelsuppe ein Gesicht zu erkennen. Wir suchen nach einem Sinnzusammenhang, wo gar keiner ist. Rein theoretisch wäre es also ohne weiteres möglich, dass eines Tages wirklich eine Behörde mit Hilfe eines Portals die Verwaltung vereinfacht. Oder dass wir auf der Startseite einer Universität die Information finden, die wir dort suchen.

---

1 Sie kam in dieser Kolumne schon mal vor, im Februar 2022. Das hatte ich ein Jahr später nur wieder vergessen.

2

Unscharfes Lesen

Die Kolumne begann in einem seltsamen Stil. Dies ist der Stil, Bücher im Übersetzerstil zu lesen. Seelen sind verwirrt, aber Füllungen sind oft offensichtlich. Zu diesem Zweck lesen viele Menschen maschinelle Übersetzungsbücher.

Ok, ich fange noch mal an. Es gibt Menschen, die schon seit zehn Jahren ganze Romane in ihrer automatischen Übersetzung lesen. Das setzt Hingabe voraus, denn vor 2017 war automatische Übersetzung sehr, sehr schlecht. Erst seit fünf Jahren funktioniert sie so gut, dass man Sachtexte problemlos versteht. Mein Techniktagebuch-Kollege Felix Neumann hat 2020 ein polnisches Buch über kirchliches Datenschutzrecht auf diese Weise gelesen und danach rezensiert, ohne Polnisch zu können.

Das funktioniert nicht aus allen Sprachen in alle Sprachen gleich gut. Je ähnlicher die Sprachen sind und je mehr Trainingsmaterial es für die Übersetzungssoftware gibt, desto besser ist das Ergebnis. Aus der Sicht von Übersetzungssoftware sind Deutsch und Polnisch ziemlich ähnliche Sprachen. Theoretisch könnte es also ein verbreitetes Hobby sein, unübersetzte polnische Romane in der automatischen deutschen Übersetzung zu lesen. Praktisch ist es für dieses Sprachpaar aus verschiedenen Gründen keines. Das Extrahieren einer weiterverwendbaren digitalen Version aus dem offiziell erhältlichen E-Book erfordert Spezialfähigkeiten, der Ausgangsmarkt ist klein, der Zielmarkt ebenfalls, und vielleicht hat es auch etwas mit einem Mangel an Drachen, Kampfkunst und Dämonen in der polnischen Literatur zu tun.

Denn anderswo gibt es eigene Subkulturen für das Herstellen und Lesen von automatischen englischen Übersetzungen: bei chinesischen, japanischen und koreanischen Romanen. Die Ausgangstexte erscheinen schon im Original nicht (oder nur in Ausnahmefällen) auf Papier, es sind Online-Fortsetzungsromane. Gerade in diesen Sprachen funktioniert die automatische Übersetzung nicht unauffällig, sondern liefert Ergebnisse wie im ersten Absatz dieser Kolumne. Deshalb tragen die übersetzten Romane skurrile Titel wie »Transmigrated Canon Fodder, Please Calm Down!« oder »The Military Female Soldier With Unwavering Stubbornness«.

So weit nichts Besonderes, das Internet ist voll mit seltsamen Hobbys. Interessant sind die Auskünfte der Fans, die diese automatischen Übersetzungen produzieren oder konsumieren. Denn das Lesen von »MTL«, *machine translation*, muss man erst lernen. Ob die Pronomen zu den Personen passen, ist Glückssache, man weiß also oft nicht, von wem eigentlich gerade die Rede ist. Fälle, Zeiten und Bezüge sind durcheinander. Redewendungen und Metaphern werden wörtlich übersetzt und sind dann so unverständlich wie »Denken Sie an Wein« als Übersetzung für »Schnapsidee«. Aber die Fehler der Übersetzungssoftware sind nicht zufällig. Man kann das Prinzip dahinter erkennen und die mentale Übersetzung in verständliches Englisch üben: »MTL ist wie ein Magic-Eye-3D-Poster.«, schreibt jemand namens Bugawd_McGrubber in einer

Reddit-Diskussion. »Man muss das Denken auf eine bestimmte Art unscharf stellen, dann merkt man gar nichts mehr von der miesen Übersetzung.« Jemand anders, ebenfalls bei Reddit: »Ich hab mich durchgebissen und 800+ Kapitel *raw* gelesen.« (»raw« heißt: in nicht von Menschen überarbeiteter Maschinenübersetzung) »Jetzt kann ich auch unterirdischste MTL-Texte lesen. Bin ziemlich stolz.« MTL ist eine eigene Sprache.

Das Lesen dieser Sprache ist sogar etwas leichter, wenn man Englisch als Fremdsprache gelernt hat, weil man dann schon daran gewöhnt ist, Verständnislücken mit eigenen Interpretationen aufzufüllen. Schwierig wird es dann, wenn man vom MTL-Roman wieder zurück zu normalen englischen Texten wechselt. »Das Hirn braucht dann ein bisschen Zeit für die Umstellung, und alles fühlt sich komisch an, weil der Kopf immer noch die Extraarbeit macht, die für das Verstehen von MTL nötig war. Es kann eine Stunde oder länger dauern, bis alles wieder normal ist.« »Ich lese jetzt viel leichter über Fehler in meinen eigenen Texten weg, weil mein Gehirn die Sätze automatisch beim Lesen repariert.«

MTL-Sprache ist ein Übergangsphänomen. Die Fortsetzungsromane selbst scheinen eine große Zukunft zu haben, und die automatische Übersetzung sowieso. Aber MTL wird in ein paar Jahren nicht mehr erkennbar sein, und man wird nicht mehr lernen müssen, es zu lesen, auch nicht bei Übersetzungen aus dem Chinesischen, Koreanischen oder Japanischen. Es verschwindet wieder, unbeweint von den Organisationen, die aussterbende Sprachen betreuen. Alles hat ein Ende außer zwei Würstchen.

3

Wahre Geschichten

Vergangene Woche erschien im Wochenendmagazin einer Zeitung eine lange Reportage unter dem Titel »Das stumme Mädchen«. Ich nenne weder die Zeitung noch die Autorin beim Namen, weil sich die Geschichte genauso in anderen Redaktionen zugetragen haben könnte. »Eine Zwölfjährige schreibt einer Redakteurin, sie sei in großer Not«, wurde die Reportage auf der Titelseite der Zeitung angekündigt. »Die Journalistin reagiert - und wird Teil einer sehr unheimlichen Geschichte.«

An dieser Stelle teilen sich die Menschen, die die Ankündigung lesen, in zwei Gruppen. Die einen denken: »Interessant, was steckt wohl dahinter?« Die anderen: »Nicht das schon wieder.« Sie kennen die Geschichte, weil sie sie schon viele Male gesehen haben. Irgendwo gibt es immer eine geheimnisvolle Person, charismatisch, begabt, interessant und leidend - Traumata, Misshandlungen, schwere Krankheiten, oft alles auf einmal. Aus irgendwelchen Gründen ist der direkte Kontakt unmöglich. Die Geschichte löst Mitleid und Zuwendung aus. Sie kann sich über Jahre hinziehen und endet oft mit dem angeblichen Tod der erfundenen Person. Das alles ist so alt wie das Internet, und nichts davon stimmt.

Natürlich gibt es Menschen, die wirklich leiden und im Internet Hilfe und Zuspruch bekommen. Sie sind nur nicht uneingeschränkt sympathisch und auch nicht so geheimnisvoll, ihre Geschichten weniger wie eine TV-Serie voller Ereignisse und Cliffhanger. Wenn man von ihrem Kummer liest, kann man einfach denken: »Tja, hättest du dich halt besser versichert oder besser aufgepasst, so wie ich.« Ihre Geschichten handeln nicht von märchenhaft unverschuldeter Not, sondern von ganz normalen, unromantischen Problemen.

Wer ein bisschen Sozialleben im Internet hinter sich hat - und dafür kann schon eine größere Whatsapp-Gruppe genügen - wird große Teile der Geschichte vom stummen Mädchen erraten. Vor allem den wesentlichen Aspekt, dass nichts daran stimmt. Das ist kein Zynismus oder jedenfalls nicht zynischer als der Glaube, dass Mails von Hinterbliebenen reicher Adeliger noch nie zur Auszahlung eines realen Millionenerbes geführt haben.

Im Prinzip funktioniert das alles auch ohne Internet. Vielleicht erinnert sich noch jemand an »Hallo, Mister Gott, hier spricht Anna«, den Bestseller aus den 1970er Jahren. Der Erzähler namens Fynn begegnet darin einem vierjährigen Mädchen, schmutzig, ungeliebt und offenbar an Schläge gewöhnt. Er schenkt Anna Zuneigung und wird damit belohnt, dass sie in den nächsten Jahren ein ganzes Buch mit ihren klugen, originellen und herzensguten Taten füllt. »Drei Jahre lang hängen die beiden aneinander wie die Kletten, und Anna erklärt Fynn, was das wirklich ist: Gott und die Welt, Menschen und Liebe, Lachen, Angst, Freude und Trauer. In diesen drei Jahren ›erforschen‹ und erfahren die beiden mehr als viele Menschen im ganzen Leben«, schreibt der S. Fischer Verlag.

Kurz vor ihrem achten Geburtstag stirbt Anna bei einem Unfall. Weder über sie noch über »Fynn« ist mehr bekannt, aber die Geschichte muss natürlich *wahr* sein: »Anna hat wirklich gelebt, und Fynn (unter anderem Namen ein irischer Mathematiker) hat Annas Geschichte so wirklich erzählt, wie Anna wusste, was Wirklichkeit ist.« So steht es in der Vorbemerkung des Verlags zum bis heute aufgelegten Buch. Die Geschichte von Anna spielt in den 1930er Jahren und hat bereits die gleiche Form wie das Ausdenk-Internet der Gegenwart: Begabtes, notleidendes Kind braucht nur etwas Zuwendung, um aufzublühen und dann am laufenden Band zitierfähige Sätze, geniale Gedanken und allerlei Wundersames zu produzieren, viel mehr als die normalbegabten und oft nervenden realen Kinder, die man so kennt. Der familiäre Hintergrund bleibt mysteriös, und am Ende stirbt das kleine Engelchen bei einem tragischen Unfall. Die Geschichte würde heute genau so verlaufen, nur eben irgendwo im Internet, vielleicht ergänzt um eine Spendenaktion für Annas Schulsachen oder ihre Beerdigung.

Theoretisch könnte man Bescheid wissen, es gibt Bücher über das Phänomen, Dokumentarfilme und Selbsthilfegruppen im Internet. Aber ach, theoretisch. Das Interesse an einer guten Geschichte ist oft stärker als die Vernunft, manchmal sogar im Journalismus, wie in der »Spiegel«-Affäre um die erfundenen Reportagen von Claas Relotius. Beide Seiten profitieren von der Unwahrheit, weil die ausgedachten Geschichten so viel besser sind als die echten. Falls Sie selbst im Internet eine intensive Beziehung zu einer Person pflegen, die Sie noch nie getroffen haben und die von mehr Schicksalsschlägen heimgesucht wird als Ihr ganzer übriger Bekanntenkreis zusammengenommen: Bitte denken Sie noch mal nach, ob Sie Ihre Bereitschaft zum Mitfühlen nicht anderswo sinnvoller einsetzen können. Schicken Sie kein Geld. Und falls Sie im Journalismus arbeiten: Machen Sie keine Reportage daraus. Es sei denn, Sie würden auch darüber berichten, dass Ihr versprochenes Millionenerbe aus Nigeria überraschenderweise doch nicht eingetroffen ist.

4

Tweets über Bäume

Zehn Jahre lang habe ich anderen Leuten zu erklären versucht, warum sie sich in den sozialen Netzwerken aktiv und öffentlich beteiligen sollten. Zehn Jahre lang haben andere Leute mir erklärt, warum sie lieber nur still mitlesen: Sie hätten nichts mitzuteilen, behaupteten sie. Aber das stimmt doch nicht, sagte ich, Zigtausende folgen einem Straßenkehrer bei TikTok und einem Rohrreiniger bei YouTube, alle haben was Interessantes mitzuteilen, warum ausgerechnet du nicht? Ja, ich halt nicht, sagten sie. Es waren meistens Frauen, die so was sagten, und ich fand es falsch und rätselhaft.

Jetzt bin ich selbst zur stillen Mitleserin geworden. Bei Instagram und allen anderen nicht so buchstabenhaltigen Netzwerken habe ich schon immer nur zugeguckt. Das Facebook-Tab im Browser habe ich 2015 geschlossen, 2017 die Facebook-App vom Handy gelöscht. Ende 2022 habe ich das Twitter-Tab geschlossen und die App entfernt. Der Anlass dafür war die Twitter-Übernahme durch Elon Musk, aber es ging nur, weil meine Beziehung zu Twitter vorher schon erkaltet war. Bei der Twitter-Alternative Mastodon teile ich nur gelegentlich die Beiträge anderer Leute. Die dadurch frei gewordene Zeit fülle ich mit dem Lesen von Büchern, wie vor dreißig Jahren.

Ich kann niemanden daran hindern, jetzt zu denken: »Gut, dass ich in diesen dreißig Jahren einfach beim Bücherlesen geblieben bin und den ganzen anderen Quatsch übersprungen habe. Endlich sieht auch Frau Passig ein, dass das besser ist.« Ist es aber nicht. Mein Bücherlesen dient dem Rückzug und der Konfliktvermeidung, daran hat sich seit meiner Kindheit nichts geändert. Mit der Welt in Kontakt zu treten ist anstrengender, aber dafür erfährt man auch mehr über sie. Ich würde den Tausch gern wieder rückgängig machen. Aber im Moment geht es nicht.

In Bertolt Brechts Gedicht »An die Nachgeborenen« heißt es: »Das arglose Wort ist töricht. Eine glatte Stirn / Deutet auf Unempfindlichkeit hin. Der Lachende / Hat die furchtbare Nachricht / Nur noch nicht empfangen. / Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!« Das Gedicht wurde 1939 veröffentlicht und handelt von Nazideutschland, aber am Problem mit dem arglosen Wort hat sich seitdem nichts geändert. Ich hatte die furchtbaren Nachrichten nur in den ersten vierzig Jahren meines Lebens nicht empfangen, weil ich damit beschäftigt war, zuerst Bücher und dann die beschaulichen Teile des Internets durchzulesen. Erst in den sozialen Netzwerken war dann auch zu mir durchgedrungen, dass katastrophale Zustände und Denkweisen erstens nicht nur irgendwo weit weg existieren, dass sie zweitens nicht von allein verschwinden und dass ich drittens Teil des Problems und nicht der Lösung bin. Danach wird es schwierig, Tweets über Bäume zu schreiben.

Dabei bin ich allen dankbar, die in den sozialen Netzwerken weiterhin lustige und harmlose

Dinge verbreiten. Es wäre ja sonst noch weniger auszuhalten. Theoretisch weiß ich schon, wie das geht: Man muss ein für die Lesenden erträgliches Gleichgewicht finden zwischen schlechten, aber wichtigen Nachrichten und Bildern von Erdferkeln beim Essen. Aber ich kann nicht vor jeder Äußerung diese ganzen Gedanken über Bäume, Erdferkel und Untaten denken. Unmöglich ist das nicht, aber es ist Arbeit und keine Freizeit. Dann lieber schweigen.

Vielleicht war es das, was mir meine Gesprächspartnerinnen zwischen 2008 und 2018 mitzuteilen versucht haben: »Für dich ist die aktive Beteiligung in sozialen Netzwerken Freizeit, weil dir das aus irgendwelchen Gründen leicht fällt. Für mich wäre es Arbeit, und Arbeit habe ich schon genug.«

Früher war ich mir außerdem sicherer, recht zu haben, und dann ist es natürlich leichter, die eigene Meinung öffentlich herumzuzeigen. Ich hatte noch nicht ganz so oft mitangesehen, wie sich meine Prognosen als falsch, meine Ansichten als mangelhaft informiert und meine Beiträge als taktlos herausstellen. Das mit den Prognosen hätte ich irgendwann auch so gemerkt, aber am Rest sind die verdammten sozialen Netzwerke schuld. Bevor es sie gab, war die Welt wirklich angenehmer, meine jedenfalls, denn es ist viel schöner, ungestört recht zu haben. Jetzt bin ich so ratlos wie die damals schon ratlosen Frauen, die ich zu mehr aktiver Beteiligung überreden wollte.

Ich gehe davon aus, dass das nur eine Phase ist und wir irgendwann wieder zusammenfinden, das Mitmach-Internet und ich. Dann werde ich wieder die Zielgruppe für die mahnenden Schilder sein, auf denen steht »Im Brandfall ERST das Haus verlassen, DANN Social Media«, und ich werde anderen die Vorteile erklären, die das mit sich bringt. Nur vielleicht diesmal mit etwas mehr Verständnis, wenn jemand lieber still zugucken möchte.

5

Elternsicherung

»Viele Jahre schien das Medium für sie so unverständlich wie uninteressant, doch in letzter Zeit drängen selbst sehr alte Eltern ins Internet.« Dieser Satz steht in einem Beitrag für die »taz«, den ich im Jahr 2002 geschrieben habe. Meine Eltern waren damals ungefähr so alt wie ich heute. Der Text war nicht ganz ernst gemeint, ich erfand darin eine »Elternschutz-Software« namens ElterShelter, die »mit elternsicherem Mail-Client und Browser ausgeliefert wird - sichtbar sind dabei maximal drei der wichtigsten Buttons, während sämtliche Konfigurationsmöglichkeiten passwortgeschützt hinter den Kulissen versteckt sind. Alle Sicherheitseinstellungen sind per Default auf die höchstmögliche Stufe gesetzt und lassen sich von den Eltern nicht eigenmächtig verändern.«

Die meisten Menschen im Alter meiner Eltern hatten damals wenig Erfahrung mit Computern und noch weniger mit dem Internet. Ich war überzeugt, dass die allgemeine Unbeholfenheit im Umgang mit der Technik sich nach wenigen Jahren legen würde, spätestens 2005 oder so. Dann würden alle Altersgruppen das Internet so selbstverständlich benutzen wie einen Lichtschalter. Erst später erkannte ich die hier schon gelegentlich erwähnte Regel: Es dauert immer alles zwanzig Jahre, bis auf die Dinge, die noch länger dauern. Beim Eltern-Internet-Problem ist mittlerweile klar, dass es sich um eines der Dinge handelt, die noch länger dauern. Vielleicht sogar ewig.

Ich entschuldige mich bei allen Eltern für meine schlampige Ausdrucksweise. Das Elternsein hat natürlich nichts damit zu tun. An den Orten im Internet, an denen das Problem diskutiert und nach Lösungen gefragt wird, geht es zwar fast immer um die eigenen Eltern. Aber Menschen ohne Nachkommen haben die gleichen Technikprobleme. Sie haben nur niemanden, der in diesen Diskussionsrunden für sie nach Hilfe fragt. Eigentlich ist es ein Alte-Menschen-Internet-Problem, und früher oder später ereilt es alle. Die Mutter sei von Beruf Informatikerin gewesen oder der Vater zeitlebens computerbegeistert, heißt es in vielen Selbsthilfe-Diskussionen. Aber irgendwann ist es so weit und auch diese früheren Fachleute können nicht mehr unterscheiden, an welchen Stellen man auf jeden Fall »Ok« drücken muss, weil es sonst nicht weitergeht, und an welchen Stellen man auf keinen Fall »Ok« drücken darf, weil dann irgendwas Kostenpflichtiges, Lästiges oder Betrügerisches passiert.

Im Haushalt ist vieles so eingerichtet, dass Momente der Verwirrtheit nicht zu Katastrophen führen. Weil das in jedem Lebensalter hilfreich ist, heißen diese meisten dieser Einrichtungen nicht mal »altersgerecht«. Ein Überlauf am Waschbecken oder die automatische Abschaltung beim Wasserkocher sind einfach Standard.

Ansatzweise ist das beim Internet ähnlich. Trotzdem wird es nicht in absehbarer Zeit so einfach und altersfreundlich wie ein Lichtschalter werden (schon eher die Lichtschalter so

kompliziert wie das Internet, aber das ist eine andere Geschichte). Im Haushalt gibt es eine überschaubare Anzahl an Möglichkeiten, etwas so falsch zu benutzen, dass es danach ganz anders aussieht oder nicht mehr funktioniert. Bei Handy, Tablet und Computer sind diese Möglichkeiten unendlich. Aber vor allem hat bei Haushaltsgeräten niemand ein aktives Interesse daran, dass wir bei ihrer Benutzung Fehler begehen. Die Stadtwerke versuchen uns nicht aktiv zu ewigem Wasserkochen oder zum Überlaufenlassen der Badewanne zu bewegen. Im Internet stecken auch relativ seriöse Unternehmen viel Energie in aufpoppende Benachrichtigungen, ungünstige Voreinstellungen, irreführende Cookie-Regler und getarnte Abo-Mechanismen. Und wir müssen es ausbaden. Zuerst ärgern wir uns nur über die mit dem Wegklicken verlorene eigene Lebenszeit. Dann ärgern wir uns ein paar Jahrzehnte lang zusätzlich über die Supporteinsätze bei den Eltern, die dadurch nötig werden. Und kurze Zeit später sind wir es selbst, die nur ein einziges Mal versehentlich irgendwo falsch drücken und dann bei den Nachfahren anrufen und »ich hab gar nichts gemacht« sagen müssen.

Wenn ich über das Thema dieser Kolumne in zwanzig Jahren ein drittes Mal schreibe, werde ich selbst in einem Alter sein, in dem ungewohnte Knöpfe mich verwirren (und an manchen Tagen vielleicht auch die gewohnten). Weil ich nicht wusste, wie dringend man für den Technik-Support im Alter eigene Nachkommen braucht, habe ich es versäumt, welche zu gebären. Aber vielleicht ist die Welt bis dahin etwas besser eingerichtet als heute. Bei den Haushaltsgeräten gab es anfangs ja auch noch keinen Dampfkessel-Revisions-Verein (den heutigen TÜV), weshalb einem öfter als heute was um die Ohren flog. Fortschritt scheint also möglich zu sein, und ich bin bereit, mich noch mal zwanzig Jahre zu gedulden. Länger aber nicht!

6

Lesen mit Libby

Jahrzehntelang habe ich keine Bücher in Bibliotheken ausgeliehen. Das letzte Mal war vor ungefähr zwanzig Jahren. Damals habe ich die Leihfrist so lange überzogen, dass ich die Bücher gar nicht mehr zurückbringen konnte, viel zu peinlich. Was soll man da sagen: »Ich bin mehrere Jahre lang einfach nicht dazu gekommen, den drei Kilometer langen Weg zur Bibliothek zurückzulegen«? Diese Begründung war schon beim vorletzten Ausleihvorgang vor dreißig Jahren nicht so gut angekommen. Tut mir leid, Amerika-Gedenkbibliothek in Berlin! Bei privat geliehenen Büchern sieht es kaum besser aus. Ich vergesse nicht, dass sie mir nicht gehören, sie liegen alle auf einem eigenen Stapel in meinem Bücherregal, da bin ich gewissenhaft. Nur das Zurückgeben ist schwierig. Zum Ausgleich vergesse ich sofort, ob ich selbst ein Buch verliehen habe und falls ja, an wen.

Es war also gut für die Bibliotheken, und wegen der Überziehungsgebühren auch gut für mich, dass wir einander aus dem Weg gegangen sind. Außerdem habe ich seit 2010 gar nicht mehr auf Papier gelesen, sondern E-Books auf dem Handy. Diese E-Books habe ich gekauft, 40 bis 100 Stück pro Jahr. (Vielleicht war mein Sparsamkeitsargument mit den Überziehungsgebühren doch nicht so gut, wie ich gerade noch dachte.) Theoretisch hätte ich diese Bücher auch digital ausleihen können, denn die Onleihe, ein E-Book-Verleihsystem der Bibliotheken, gibt es seit 2007. Ich fand es nur viel zu albern, dass man auch im Digitalen jedes Buch nur dann leihen kann, wenn es gerade niemand liest. Man muss warten, bis die digitale Kopie zurückgegeben wird, obwohl es technisch keinen Grund dafür gibt. Die Bibliotheken, dachte ich, hätten wegen ihrer historischen Bindung ans Papier irgendwas an der Digitalisierung grundlegend missverstanden. Deshalb boykottierte ich den Digitalverleih aus Prinzip, so wie ich es auch tun würde, wenn man zu jedem E-Book aus rechtlichen Gründen ein lebendes Huhn ausleihen müsste.

Mittlerweile weiß ich, dass es den Bibliotheken vielleicht sogar überhaupt nichts ausmachen würde, ein E-Book an mehrere Lesende gleichzeitig zu verleihen. Die »Open Library«, ein Projekt des in den USA ansässigen Internet Archive, hat das im ersten Pandemiejahr ausprobiert, als die physischen Bibliotheken geschlossen waren. Für dieses Projekt namens »National Emergence Library«, nationale Notfallbibliothek, ist sie sofort von Autor*innenverbänden und Verlagen verklagt worden. Jetzt verleiht die Open Library digitale Bücher wieder so wie alle Bibliotheken: immer nur an eine Person. Die Verbände und Verlage befürchten, dass niemand mehr Bücher schreiben oder verlegen wird, wenn jede Bibliothek nur noch ein einziges digitales Exemplar von jedem Titel zu kaufen braucht. Schuld an der unbequemen Verleihsituation sind also nicht die Bibliotheken, sondern Leute wie ich (auch wenn ich die Befürchtungen nicht teile).

Ich brauche den Bibliotheken nicht mehr durch mein Fernbleiben mitzuteilen, dass ich ihre Einstellung zur Digitalisierung zweifelhaft finde, weil sie diese Einstellung gar nicht haben.

Zufällig war ich schon vor dieser Einsicht wieder Mitglied einer Bibliothek geworden, und zwar 2021 wegen Stefan Wehrmeyers »BibBot«[2]. Der BibBot ist eine Browser-Erweiterung, die bei Links zu kostenpflichtigen Zeitungsartikeln in den Pressedatenbanken von Bibliotheken sucht und dort oft den Artikel gratis lesbar findet. Dafür bezahle ich gern 10 Euro im Jahr an den Bibliotheksverbund meines Wohnorts.

Mit diesem Bibliothekszugang habe ich mich vor zwei Monaten in der App »Libby« angemeldet, und statt eigenwilliger Behördensoftware bequeme Leih- und Lesefunktionen vorgefunden. Meine Buchlesemenge hat sich umgehend vervielfacht. Bei Netflix veränderte sich mit der Umstellung vom DVD-Versand aufs Streaming von Filmen um das Jahr 2010 herum auch das Nutzungsverhalten: Wenn man jeden Film testen, abbrechen und sofort einen neuen auswählen kann, experimentiert man bereitwilliger. Genauso ging es mir mit den Büchern. Am Ende der Leseprobe muss ich nicht überlegen, ob die Handlung vielleicht wenige Seiten später im Nichts versickern wird. Ich kann es einfach ausprobieren.

Das Warten aufs digitale Buch gefällt mir jetzt sogar ganz gut. Zum einen ist es schön, zu einem unerwarteten Zeitpunkt die Nachricht zu bekommen, dass ein Buch, bei dem ich in der Warteschlange stehe, jetzt verfügbar ist. Das fühlt sich wie ein überraschendes Geschenk an. Zum anderen gefällt es mir auch bei der Rückgabe, »1 person is waiting« zu sehen. Ich fühle mich dieser anonymen Person verbunden. Sie will dasselbe Buch lesen wie ich und wartet schon darauf. Gleich wird sie es bekommen.

Aber das Beste an den digital ausgeliehenen Büchern ist, dass die Rückgabe automatisch passiert. Glaube ich jedenfalls. Bisher habe ich es nicht ausprobiert, denn wenn man zum Zurückgeben eines Bibliotheksbuchs einmal aufs Handy tippen muss, dann schaffe das sogar ich.

---

[2] Es war alles ein bisschen anders, ich hatte das nur beim Aufschreiben schon wieder vergessen. In Wirklichkeit habe ich den Bibliothekszugang schon seit Ende 2018. Damals hatte ich die Onleihe und sogar Overdrive bereits ausprobiert, aber das Angebot war offenbar noch nicht so gut ausgebaut wie heute, deshalb war ich wieder davon abgekommen.

7

Zu wenig Internet

Im November 2022 musste die britische Hofdame Susan Hussey zurücktreten, weil sie sich bei einem Empfang unhöflich benommen hatte. Sie hatte die Gründerin einer gemeinnützigen Organisation, Ngozi Fulani, wegen deren Hautfarbe sehr hartnäckig immer wieder »ja, aber wo kommen Sie *wirklich* her?« gefragt. Fulani ist in Großbritannien geboren und in London aufgewachsen.

Als ich von dem Vorfall las, zog ich die Luft durch die Zähne vor Fremdscham und Mitleid mit beiden Parteien. Mit Fulani, weil sie in dieser Situation sicher nicht zum ersten Mal in ihrem Leben war. Und mit Hussey, weil ich bis vor wenigen Jahren selbst wahrscheinlich genauso blöd gefragt hätte. Ich kann nachvollziehen, was Husseys Umfeld und etwas später auch sie selbst sagte: Es sei nicht mit Absicht passiert und nicht rassistisch gemeint gewesen; sie habe es quasi nicht besser wissen können.

Hätte sie aber doch. Dass dieses Benehmen falsch und unhöflich ist, steht in letzter Zeit wirklich überall. Also überall im Internet, in Text und Video immer wieder erklärt von denen, die diese Frage zu oft gestellt bekommen haben. Hussey war zum Zeitpunkt des Vorfalls 83 Jahre alt und hat wahrscheinlich nicht viel Zeit im Internet zugebracht.

Von der Verrohung der Sitten durchs Internet und insbesondere durch soziale Netzwerke ist oft zu lesen. Ich neige zu dem Glauben, dass diese rohen Sitten vorher schon existierten und im Internet nur öffentlich sichtbarer werden. Aber ich bin nur eine voreingenommene Kolumnistin und recherchiere jetzt nicht extra, ob vielleicht doch was dran ist, denn das kann man bestimmt an vielen anderen Orten nachlesen. Hier soll es um das Gegenteil gehen: Im Internet verbreitet sich auch Wissen über Empathie und respektvolles Benehmen, das vorher nicht leicht zu erlangen war.

Wie man beim Kontakt mit Menschen anderer Hautfarbe nicht ausgerechnet eine der unhöflichsten Fragen stellt, war zwar bestimmt schon bekannt, als Susan Hussey ihre Ausbildung zur Hofdame gemacht hat und das Internet noch Radio hieß. Auch Angehörige anderer Gruppen, die oft rücksichts- oder respektlos behandelt werden, wussten damals schon, welche Umgangsformen sie sich wünschen.

Manches ist durch das Internet, also innerhalb der vergangenen 20 bis 50 Jahre, hinzugekommen: Viele Menschen haben so erst herausgefunden, dass sie nicht nur individuell ein bisschen anders, sondern Teil einer Gruppe sind, der es genauso geht und die oft auf dieselbe Art grob behandelt wird. Es ist leichter geworden, die daraus resultierenden Ratschläge (»Zehn Dinge, die Menschen ohne Orientierungssinn echt nicht mehr hören können«) der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Die sozialen Netzwerke haben nur noch ein letztes Element beigetragen: Als gutwilliger

Mensch, der eigentlich niemanden beleidigen möchte, muss man nicht wissen, dass eine bestimmte Gruppe existiert und dass sie immer wieder auf dieselbe Weise gekränkt und genervt wird. Man muss auch nicht wissen, wo die Weiterbildungstexte und -videos zu finden sind. Beides bekommt man von allen Seiten mitgeteilt, ohne danach gefragt zu haben.

Nur dadurch bin ich über so einige Fettnäpfe aufgeklärt worden. Zu Hause ist das nicht passiert (meine Verwandtschaft ist nicht gerade für ihre Feinfühligkeit bekannt), in der Schule sowieso nicht, und in der Zeit, in der ich ganz allein für den Ausbau meiner Umgangsformen zuständig war, auch nur stellenweise.

Es ist nämlich nicht so, dass man nur ein einziges Mal begreifen muss, wie man andere Menschen respektvoll behandelt, und dann nur noch die Transferleistung auf alle neuen Situationen zu erbringen braucht. Sicher hilft es, die Grundlagen zu verstehen, aber das hat bei Lady Hussey nicht gereicht, und es reicht auch bei weniger gut ausgebildeten Menschen nicht. Adolph Freiherr Knigge gibt in »Über den Umgang mit Menschen« 1788 ein paar auf »Menschen aus allen Ständen und Gegenden« anwendbare Ratschläge, aber dann folgen spezifische Anleitungen für den Umgang mit bestimmten Gruppen: Frauenzimmer, Diener, Wirte, Fürsten, Mitglieder geheimer Verbindungen. Und er scheitert da, wo er eben nicht in eigener Sache und aus eigener Erfahrung schreibt. Es ist ein menschenfreundliches und an vielen Stellen immer noch nützliches Ratgeberbuch, aber Knigges Ratschläge zum Umgang mit Juden sind, ich sage es mal höflich, nicht gut.

Auch Fachleute für Umgangsformen sind also darauf angewiesen, einfühlsames Benehmen für jede neue Gruppe von Menschen neu zu lernen. Das Weiterbildungsmaterial muss aus diesen Gruppen kommen, nicht von wohlmeinenden Umgangsbuchautorinnen. Und wenn man uns nicht von allen Seiten mit diesem Material bewirft, ignorieren wir es so lange, bis wir dann mit 83 den Beruf als Hofdame verlieren. Man kann nämlich nicht nur zu viel Zeit in sozialen Netzwerken verbringen, sondern auch zu wenig. Und das kommt dann davon.

8

KI-Effekt

Vor knapp einem Jahr ging es in dieser Kolumne schon mal um den »KI-Effekt«: Er taucht – damals noch unter anderem Namen – 1979 in »Gödel, Escher, Bach« auf, einem Buch von Douglas Hofstadter. »Wenn eine geistige Funktion einmal programmiert ist, hören die Menschen bald auf, sie als einen wesentlichen Bestandteil ›wirklichen Denkens‹ anzusehen. Der unausweichliche Kern der Intelligenz liegt immer in der nächsten Sache, die noch nicht programmiert worden ist.« Künstliche Intelligenz ist also immer das, was gerade noch nicht machbar ist. Beziehungsweise das, was noch ganz neu und erst seit kurzer Zeit machbar ist.

Als ich diese beiden Varianten des Effekts in einem Vortrag erwähnte, wies mich hinterher jemand darauf hin, dass beide Formulierungen stimmen und es darauf ankommt, wer Geld wofür haben möchte: »Künstliche Intelligenz ist immer das, was gerade noch nicht machbar ist« ist die Definition der Leute, die Geld für Forschung brauchen. »Künstliche Intelligenz ist immer das, was gerade eben machbar ist« wird von denen angewendet, die ein neues Produkt zu verkaufen haben. In beiden Fällen ergibt sich daraus, dass alles tatsächlich Machbare nach ein paar Jahren nicht mehr als Künstliche Intelligenz bezeichnet wird.

Hofstadter listet in seinem Buch auf, was 1979 alles KI war. Mit einem Teil seiner Liste ist seitdem das passiert, was der Effekt vorhersagt: Es sind Computerfähigkeiten, von denen jetzt nicht mehr die Rede ist, wenn es um »Künstliche Intelligenz« geht, zum Beispiel Schrifterkennung bei gedruckten Dokumenten. 1979 brauchte man dafür große, teure Geräte, jetzt macht es das Smartphone, und zwar ohne diese Funktion besonders zu bewerben. Bei einem anderen Teil der Liste ist die Wanderung von »eindeutig künstliche Intelligenz« zu »gratis in meinem Handy und nichts Besonderes« noch nicht ganz abgeschlossen, etwa bei den Spielen (Hofstadter nennt Schach, Dame, Go, Bridge und Poker). Ein paar Punkte auf der Liste sind weiterhin aktuell, zum Beispiel »Geschichten schreiben«.

Dieser Prozess dauert an. Computerfähigkeiten, die einmal unter dem Sammelbegriff »Künstliche Intelligenz« diskutiert wurden, verwandeln sich in Alltagsprodukte. Aber die Liste wird immer kürzer. An ihrem »eindeutig Intelligenz«-Ende sind seit 1979 keine neuen Punkte dazugekommen.

Emily M. Bender ist Computerlinguistik-Professorin an der University of Washington und hat einige kritische Texte zum gegenwärtigen Stand der Sprachverarbeitung mit Computern veröffentlicht. Anfang Februar zerlegte Bender bei Mastodon einen Blogbeitrag von Google-CEO Sundar Pichai, der darin einen »Konversations-KI-Dienst« ankündigte. Der Dienst namens Bard soll demnächst Fragen in eigenen Worten beantworten, also nicht mehr wie die bisherige Google-Suche durch das Heraussuchen von passenden Antworten aus dem Internet. Pichais Beitrag liest sich wie normale Firmen-Eigenwerbung: »wichtigste Technologie der Gegenwart«, »das Leben

von Milliarden Menschen verbessern« und so weiter. Bender kritisiert das als »KI-Hype« und schreibt dann: »Es gibt einige nützliche Technologien, die der Beschreibung in diesen Abschnitten entsprechen. Aber ich glaube nicht, dass irgendetwas klarer wird, wenn man maschinelle Übersetzung oder Informationsextraktion ›KI‹ nennt.«

Ich musste über diese Stelle lachen, weil sie so nach dem alten Monty-Python-Scherz »Was haben die Römer je für uns getan?« klingt: »Mal abgesehen von sanitären Einrichtungen, der Medizin, dem Schulwesen, Wein, der öffentlichen Ordnung, der Bewässerung, Straßen, der Wasseraufbereitung und der allgemeinen Krankenkassen, was, frage ich euch, haben die Römer je für uns getan?« Aber Emily Bender ist ja nicht blöd. (Weshalb es sich auch lohnt, ihre Arbeit zu verfolgen. Man kann das zum Beispiel bei Mastodon und bei Twitter tun.) Sie meint an dieser Stelle nicht einfach »Künstliche Intelligenz ist zur Hälfte Hype und zur Hälfte gefährlicher Mist, und alles, was wirklich nützlich ist, ist gar keine Künstliche Intelligenz«, auch wenn das für meine kurze Geschichte des KI-Effekts sehr schön wäre. Bender ist lediglich der Meinung, dass der Begriff »KI« nicht zum Verständnis beiträgt und es besser wäre, genau zu sagen, was da in jedem Einzelfall passiert. Aber egal auf welchem Weg: Am Ende kommen wir in einer Welt an, in der es keine »Künstliche Intelligenz« gibt. Und es wird eine bessere Welt sein. Schon weil nicht andauernd Texte über »Künstliche Intelligenz« geschrieben werden müssen.

9

Utopien ohne Baumhäuser

Ich mag keine Baumhäuser, jedenfalls nicht in Büchern. Wenn die Figuren in einer Geschichte die Baumhaus-Siedlung erreichen, in der die sympathische alternative Lebensweise praktiziert wird, höre ich meistens auf zu lesen und lösche das E-Book. Menschen, die Romane über die Zukunft oder über andere Planeten schreiben, geben sich immer so viel Mühe mit der detaillierten Beschreibung der ungerechten, freudlosen und hässlichen Welt, der ihre Figuren entfliehen müssen. Aber die Alternativen zu dieser Welt bleiben seltsam vage. Es scheint nicht so viel Spaß zu machen, sie auszudenken und zu beschreiben. Und oft enthalten sie eben Baumhäuser oder irgendwelche Gebäude aus Kristallen, mindestens aber eine ländliche Situation mit Holzhäuschen und Rosensträuchern.

Ich kann mir schon vorstellen, wie es dazu kommt. Ein Grund ist die Begeisterung fürs Bauen, weil Bauen vergleichsweise leicht geht und ein gut sichtbares Ergebnis bringt. Sie zeigt sich oft in Hilfsprojekten für arme Länder: Wir bauen einen Brunnen! Oder eine Schule! Der Rest ergibt sich dann schon! Aber das Bauwerk ist der einfachste Teil der Veränderung. Die Existenz eines Schulhauses führt nicht automatisch zum Entstehen von Lehrkräften, und die Existenz schöner Architektur nicht von allein zu friedlichen Formen des Zusammenlebens. Das Baumhaus ist besonders beliebt, weil es in der Gegenwart einen Wohnort für Menschen darstellt, die ganz anders leben wollen. Wenn man eine Zukunft oder alternative Welt zeigen will, in der Individualismus geschätzt und nicht unterdrückt wird, dann leben also in dieser Welt alle in Baumhäusern. Alle? Ja, alle! Nein, du kannst dir kein Haus aus Beton in unserem Baumhauswald bauen, Ela-Nangilika, spinnst du? Außerdem lassen sich Baumhäuser und Kristallgebäude gut zeigen, falls Netflix die Rechte am Roman kauft. Man erkennt dann ohne weitere Erklärungen, dass hier Wesen leben, die das Schöne und damit automatisch auch das Gute wollen.

Allerdings lebten in Europa vor noch nicht so langer Zeit die meisten Menschen in ländlichen Situationen mit Holzhäuschen und vielleicht sogar Rosensträuchern, ohne sich dabei auffällig für das Gute einzusetzen. Die schöne Umgebung war ohne weiteres in der Lage, Ungerechtigkeit, Hass und Gewalt zu enthalten. Was man nämlich eigentlich braucht, sind menschenfreundliche Regeln. Die lassen sich leider viel schlechter im Film zeigen, und sie in einem Buch zu erklären, macht wahrscheinlich auch nicht so viel Spaß wie das Beschreiben von Architektur.

In der Science-Fiction-Buchreihe »Murderbot« von Martha Wells ist die Utopie ein unauffälliges Anhängsel der Handlung: Die Hauptfigur Murderbot ist zum Teil Mensch, zum Teil Maschine. Die Handlung spielt zum größten Teil im konzernbeherrschten Teil des Universums. Dort gelten solche Bots als bloße Geräte, mit denen Menschen machen können, was sie wollen. Der positive Gegenentwurf zu dieser Welt, die »Preservation Alliance«, enthält weder Baumhäuser noch Kristallgebäude. Preservation ist einfach nur ein System, in dem es Regeln gibt,

nach denen auch ein Bot als Person behandelt werden muss. Viel mehr erfahren wir nicht über diese Welt. Und viel mehr muss man auch nicht wissen.

Meistens ist es anders, und die Schreibenden können der Versuchung nicht widerstehen, ihre Utopie mit einer schillernden Fassade auszustatten. Darüber vernachlässigen sie die weniger sichtbaren Aktivitäten, die zu dieser Utopie geführt haben und die ihr Wesen ausmachen. Das ist nicht nur im Roman so, sondern auch im Journalismus. Emily M. Bender – ja, genau die Computerlinguistik-Forscherin aus der vergangenen Kolumne – hat vor einem Jahr darüber geschrieben, wie wir beim Lesen von Berichterstattung über »Künstliche Intelligenz« vermeiden können, uns von spektakulären Szenarien blenden zu lassen. (Falls Sie den Text nachlesen wollen: Eine Suche nach »Resist the Urge to be Impressed« bringt Sie hin.) Es ist, sagt Bender, nicht nur sinnlos, darüber nachzudenken, wie wir »Künstlichen Intelligenzen« die richtigen Werte beibringen können, sondern aktive Verschwendung von Zeit, in der wir über ganz andere Fragen nachdenken sollten. »Was wir brauchen, sind keine Science-Fiction-Angelegenheiten – sondern Regulierung, Mitspracherechte für die Allgemeinheit und Mitspracherechte für Arbeitskräfte.«

Ich weiß, das klingt mühsam. Niemand spürt diesen Makel schmerzlicher als ich, ich finde ja schon, dass »Aufstehen und in die Küche gehen und neuen Tee kochen« mühsam klingt. Aber einfach nur diesen Gedanken akzeptieren, »Bessere Welten zeichnen sich durch bessere Regeln aus. Nicht durch besonders viele Baumhäuser, nicht durch besonders spektakuläre Technik.«: Das kann man auch im Sitzen tun.

10

Geht doch nach drüben!

Meine Eltern protestierten oft gegen Eigenheiten der katholischen Kirche, die ihnen nicht passten: Einmischung in die Empfängnisverhütung, Zölibat für Pfarrer, Ausschluss von Frauen, Rolle des Papstes. Ich habe dazu immer gesagt: »Werdet halt evangelisch, da ist alles so, wie ihr euch das wünscht!« Das war in der Sache korrekt, aber vielleicht auch ein bisschen schäbig von mir. Denn natürlich wollten sie das nicht. Sie wollten sonntags weiter in das gleiche Kirchengebäude gehen und dort die selben Leute wie bisher treffen.

»Geht doch nach drüben!« sagte man früher in Westdeutschland ironisch, halb-ironisch oder ernsthaft zu Leuten, die mit den Verhältnissen unzufrieden waren. Mit »drüben« war die DDR gemeint. Der Satz war so beliebt, dass er heute einen eigenen Wikipedia-Eintrag hat. Über Länder hört man ihn seit dem Ende der DDR nicht mehr, aber im Internet wird er täglich geäußert: Wenn dir die Regeln hier bei Irgendein-Soziales-Ding nicht passen, dann geh doch woanders hin. Zwingt dich ja niemand, ausgerechnet hier zu sein.

Ich habe das Argument selbst schon verwendet, 2011 in einem Text über »Sümpfe und Salons« im Internet. Man sei, schrieb ich damals, selbst dafür verantwortlich, nicht dort herumzulungern, wo einem das Niveau der Auseinandersetzung missfällt. »Das ‚Wenn's dir hier nicht passt, dann geh doch nach drüben', das im Zusammenhang mit Ländern nur sehr begrenzt funktioniert, ist im Netz ein praktikabler Vorschlag. Und wenn es das gesuchte Drüben nicht gibt, kann man es immer noch gründen.«

Das war teilweise richtig: Im Internet an einen anderen Ort umzuziehen ist leichter, als es gewesen wäre, aus der BRD in die DDR umzuziehen. Andererseits ist es ganz so einfach auch wieder nicht. Manche Orte gibt es auch im großen Internet nur einmal, und sie sind nicht von heute auf morgen durch irgendwelche Ausweich-Orte ersetzbar. Nicht immer gibt es einen anderen Ort, an dem das kritisierte Problem schon gelöst wäre. Und selbst in einem idealen Internet, in dem die Community »Corgi-Züchter*innen gegen Rechts« in so vielen Varianten existiert, dass man jederzeit in eine besser passende umziehen kann, kommen ja nicht alle netten Menschen aus der bisherigen Gruppe mit in die neue. Man muss also einen Teil des bisherigen Soziallebens hinter sich lassen. Wie bei einem Umzug in die DDR oder einem Kirchenwechsel.

Das vorgeschlagene Selbergründen ist für die meisten keine Option. Manchmal ist es technisch aufwändig oder kostet Geld, so wie das Betreiben eines eigenen Mastodon-Servers. Manchmal ist es nicht weiter schwierig, zum Beispiel wenn man nur eine neue Facebookgruppe, ein neues Subreddit oder ein neues Discord mit anderen Regeln gründen möchte. Aber auch dann sind die meisten nicht in der Lage, die nötige Moderation ab jetzt selbst zu übernehmen – schon weil das viel Zeit kostet. Man darf sich andere Regeln für das Zusammenleben wünschen, auch wenn man so eine bessere Welt nicht selbst ins Leben rufen kann. Und man sollte das nicht nur im Stillen

tun, sondern diesen Wunsch auch äußern. Nur so können Änderungen diskutiert und irgendwann vielleicht umgesetzt werden. Das »Geh doch nach drüben, wenn's dir hier nicht passt«-Argument bedeutet oft nur »Geh doch weg mit deiner Kritik, ich will sie nicht hören und nicht darüber nachdenken«.

Das ist nicht schön, aber weite Teile des sozialen Internets beruhen in der Praxis darauf, dass Unzufriedene zum Weggehen ermuntert werden. »Ich habe hier das Hausrecht (und keine Lust auf diese Diskussion)«, argumentieren die Zuständigen. Vor 20 Jahren hätte ich »Hell yeah! Anders geht es gar nicht!« gesagt. Schließlich ist man in so einer Internetcommunity in den meisten Fällen zum Vergnügen und nicht, um dieselben anstrengenden Debatten zu führen wie am Arbeitsplatz oder in der Politik. In 20 Jahren werde ich vielleicht sagen, dass es so eben *nicht* geht und man auch in den kleinsten Spaßprojekten offen sein muss für Diskussionen über Regeln, weil Mitbestimmung fraktal ist und wir uns nicht in unserer Freizeit an das Leben in Mini-Diktaturen gewöhnen dürfen. Im Moment sitze ich zwischen den Meinungen und kann nur dokumentieren, dass »Geh doch nach drüben!« im Internet ein noch beliebterer Satz ist als damals in Westdeutschland.

Es ist sicher falsch, grundsätzlich auf jede Kritik mit »Kannst ja gehen, wenn's dir hier nicht passt« zu reagieren. Wenn man selbst unzufrieden ist, ist es manchmal sinnvoll, zu bleiben und auf eine Änderung der Regeln hinzuarbeiten. Manchmal ist klar, dass das nichts bringt, und man muss eine Alternative gründen (oder abwarten, bis jemand anders es tut). Aber wenn es diese Alternative bereits gibt und man mit geringen Umzugsschmerzen wechseln kann: Dann sollte man das ruhig ab und zu mal tun.

11

Hundewaschmaschine

Der US-Designer, Fotograf und Tastaturenfan Marcin Wichary ist 2016 in Spanien zufällig in ein Schreibmaschinenmuseum geraten und hat liebevoll darüber getwittert. Seine Begeisterung war ansteckend, seine Tweets und Fotos wurden von vielen Menschen weiterverbreitet. Wegen des großen Interesses hat Wichary daraufhin eine dreibändige Geschichte der Tastatur geschrieben und designt. Sie ist den Vorschaubildern zufolge wunderschön, hat 1500 farbige Seiten und enthält mehr als tausend Fotos. Wenn man so etwas einem Verlag anbietet, seufzen die Zuständigen und sagen, dass sie das Buch »sehr gern« machen würden, es aber leider ihren Verlag finanziell ruinieren würde. Deshalb hat Wichary im Februar und März 2023 auf der Crowdfunding-Plattform Kickstarter Geld für sein Buch gesammelt. 150.000 Dollar waren angepeilt, zusammengekommen ist eine knappe Dreiviertelmillion. Es ist das zweiterfolgreichste Sachbuch in der Geschichte von Kickstarter. (Das erfolgreichste war eine Geschichte des französischen Militärgewehrs.)

Offenbar sehnen sich mindestens 4278 Menschen nach diesem Buch, so viele haben das Projekt bei Kickstarter unterstützt. In der Welt vor Kickstarter und anderen Crowdfundingplattformen hätten diese 4278 Menschen vielleicht ohne Bildband über Tastaturen weiterleben müssen. Oder vielleicht auch nicht, denn im Buchhandel gibt es dieses Finanzierungsmodell schon länger. Friedrich Gottlieb Klopstocks 1774 erschienenes Buch »Die deutsche Gelehrtenrepublik« hatte auch schon fast 3700 Subskribenten, also Interessierte, die vor dem Erscheinen des Buches dafür bezahlt hatten. Es war nur etwas mühsamer, so ohne Internet: Klopstock brauchte ein halbes Jahr, um diese Subskribenten anzuwerben, und hatte noch lange Ärger mit der »nicht immer fristgerechten« Übersendung des Geldes. Wichary erreichte die ursprünglich angestrebten 150.000 Dollar schon am Tag der Ankündigung und bekam das Geld einfach von der Crowdfundingplattform überwiesen.

Ein bisschen besser ist die Welt also durch das Auftauchen der Crowdfundingplattformen geworden, so zwischen 2008 und 2010. Warum sind gerade um diese Zeit gleich mehrere dieser Plattformen entstanden, warum nicht zehn Jahre früher oder später? Manchen Quellen zufolge hat die Wirtschaftskrise von 2008 eine Rolle gespielt, weil es dadurch schwerer wurde, Kredite für kleine Projekte zu bekommen. Außerdem waren gerade erst die Unternehmen entstanden, die solche Zahlungen abwickeln konnten: Crowdfundingprojekte wenden sich oft an eine internationale Kundschaft, und das Geld wird erst eingezogen, wenn klar ist, dass das Projekt den nötigen Gesamtbetrag gesammelt hat. Mit Banken oder Kreditkartenunternehmen ging das nicht direkt, deshalb nutzten die Crowdfundingplattformen dafür in den Anfangsjahren Amazon Payments oder Paypal und später den Bezahldienst Stripe. Die wichtigste Voraussetzung für den Erfolg von Crowdfunding waren aber die sozialen Netzwerke, in denen sich Nachrichten von

neuen Tastatur-Bildbänden schnell, leicht und kostenlos verbreiten lassen. Und die gab es zehn Jahre vorher noch nicht.

Gleichzeitig ist die Welt ein bisschen schlechter geworden, denn Crowdfundingplattformen haben sich schnell als ideales Biotop für dubiose Produkte herausgestellt. Ich vermeide mal den Begriff Betrug, aber viele Menschen, die auf diesem Weg Geld einwerben, sind äußerst optimistisch und glauben, dass sich die technischen Probleme ihres von Drohnen getragenen Reisegepäcks bis zum angekündigten Auslieferungstermin schon irgendwie lösen lassen werden. Deshalb gibt es auf diesen Plattformen auch Stromgeneratoren mit eingebauter Kalter Kernfusion (immerhin neun Kaufinteressierte), praktische Geräte, mit denen man unter Wasser atmen kann, und immer wieder Dinge, die normalerweise Batterien brauchen, diesmal aber nicht. Das kommt so häufig vor, dass schon 2012 bei Reddit die Unterabteilung »shittykickstarters« zur Dokumentation der ganzen Wunderwerke entstand.

Zwischen den realistischen Projekten und der Abteilung für Perpetua Mobilia und Magie liegt ein großer Bereich, für den vor der Entstehung von Crowdfundingplattformen vor allem der Versandkatalog »Die moderne Hausfrau« zuständig war: Hundewaschmaschinen! Eine schnurrende Zahnbürste für Katzen! Das Faltboot für die Jackentasche! Wenn man das gecrowdfundete Produkt Jahre später zugeschickt bekommt, stellt sich heraus, dass es billiger Plastikmist ist, von Hund und Katze abgelehnt wird und gar nicht in die Jackentasche passt. Aber das war bei Klopstocks »Gelehrtenrepublik« auch schon so. Goethe, der selbst zu den Subskribenten gehörte, schrieb: »... indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. (...) Die junge schöne Welt verschmerzte den Verlust und verschenkte nun scherzend die teuer erworbenen Exemplare.« Ein Vierteljahrtausend später macht die junge schöne Welt es immer noch so.

12

Nichts zu sagen

»Gmail auf KI-Basis: Der Albtraum ist da«, unter diesem Titel schrieb der US-Journalist John Herrman Mitte März über ein Google-Werbevideo. Das Video erklärt die neuen Texterzeugungsfähigkeiten von Gmail und Google Docs. Schon seit 2018 konnte man sich in Gmail in manchen Sprachen beim Schreiben von E-Mails individuelle Formulierungs- und Antwortvorschläge machen lassen. In Zukunft wird Gmail ganze Mails schreiben oder umformulieren können. »Tim kann jetzt vier Mal so viele E-Mails verschicken wie bisher. Hat er auch vier Mal so viel zu sagen?«, fragt Herrman.

Diese Frage ist schon ziemlich oft gestellt worden, rhetorisch natürlich. Nein, denken wir beim Lesen, natürlich kann Tim in Zukunft nicht vier Mal so viel zu sagen haben wie jetzt. Stattdessen wird er seine Nachrichten auf noch mehr Mails verteilen, in denen dann noch weniger drinsteht. Horror! Aber so klar ist das eigentlich gar nicht.

Das Standardzitat zum Thema Nichts-zu-sagen-Haben stammt aus Henry David Thoreaus 1854 erschienenem Buch »Walden oder Leben in den Wäldern«: »Wir haben es äußerst eilig, eine telegrafische Verbindung zwischen Maine und Texas herzustellen, aber vielleicht haben Maine und Texas sich gar nichts mitzuteilen. Beide befinden sich in der peinlichen Lage dessen, der einst unbedingt einer berühmten, schwerhörigen Frau vorgestellt werden wollte, und als das geschah und er ihr Hörrohr vor sich hatte, wusste er nichts zu sagen.«

Aber das stimmte schon beim Telegrafen nicht. Vielleicht konnte Thoreau sich nicht vorstellen, was »Maine und Texas« einander Wichtiges mitzuteilen haben könnten. Wahrscheinlicher ist, dass er es sich gut vorstellen konnte und es persönlich nicht wichtig fand. »Wir sind darauf erpicht«, schreibt er weiter, »durch unterseeische Kabel die Alte und die Neue Welt einander um ein paar Wochen näher zu bringen; doch die erste Nachricht, die dann vielleicht an unser tolerantes amerikanisches Ohr dringt, ist die, Prinzessin Adelaide habe den Keuchhusten.« Das mag *auch* eine Nachricht gewesen sein, die telegrafisch übermittelt wurde, aber es ging im neuen Medium sicher nicht ausschließlich um Klatsch aus Königshäusern. Thoreau muss das gewusst haben. Es macht nur weniger Spaß, sich darüber zu beschweren, dass im neuen Medium *unter anderem auch* Dinge mitgeteilt werden, die nicht wichtig sind. Das ist das erste Problem dieses Arguments: Es ist zu billig.

Zweitens ist es ahistorisch. Schon der jetzige Zustand der Kommunikation ist kaum auszuhalten, schwingt darin mit. Deshalb wäre es besser, wenn das Kommunizieren mühsamer wäre, so mühsam wie vor zehn, 20 oder 50 Jahren. Dann würden wir alle mehr nachdenken, bevor wir uns äußern, nur das wirklich Wichtige mitteilen. Weiter als maximal 50 Jahre, also etwa zur Zeit vor dem Telefon oder vor dem Buchdruck, will aber niemand zurück. Das macht den Wunsch verdächtig.

Wenn größere Mühe beim Schreiben von allein dazu führen würde, dass nur das Beste vom Besten festgehalten wird, wären Keilschrifttafeln nicht voll mit Steuer- und Verwaltungsangelegenheiten. Das ist das dritte Problem der rhetorischen Frage, ob Tim überhaupt genug zu sagen hat. Aus ihr spricht die Überzeugung, es werde bereits alles Aufzeichnenswerte aufgezeichnet und dann noch so einiges darüber hinaus. In der Zeit vor der E-Mail war man wahrscheinlich auch schon der Ansicht, die Anzahl der pro Woche verschickten Geschäftsbriefe sei übertrieben hoch. Aber dann fiel doch allen wieder genug Inhalt für das neue Medium ein.

Die Entwicklung des Kommunikationsgeschehens seit der Keilschrifttafel deutet nicht darauf hin, dass Maine und Texas oder Tim und der Rest der Welt einander nichts oder nur eine irgendwann erreichte Menge von Dingen zu sagen haben. Nicht einmal dann, wenn man den Keuchhusten von Prinzessin Adelaide aus der Menge des sinnvoll Sagbaren ausschließen möchte. Ich halte das für falsch, obwohl ich mich für Prinzessinnenhusten so wenig interessiere wie Thoreau. Alle, die schon mal von ihren Eltern oder vielleicht sogar Ehepartnern ermahnt worden sind, bei dem vielen Reden / Telefonieren / Internet würden doch gar keine *wichtigen Informationen* ausgetauscht, müssten eigentlich wissen, dass man von außen sehr schlecht erkennen kann, wie sinnvoll die Kommunikationsvorgänge anderer Menschen sind.

Ich schreibe diesen Text aus immer neuen Anlässen seit 25 Jahren. Software, die meine Texte und Quellen kennt, müsste eigentlich in der Lage sein, die ersten zwei Drittel automatisch zu erzeugen. Nur der Schluss enthält einen neuen Aspekt. Aber ich habe kein schlechtes Gewissen. Es entstehen ja auch ständig neue Texte darüber, dass Maine und Texas einander nichts zu sagen haben.

13

IrrBenAllV

Stiglers Gesetz besagt, dass wissenschaftliche Entdeckungen oft nach Menschen benannt sind, die die Entdeckung nicht (oder jedenfalls nicht als Erste) gemacht haben. Passenderweise wurde das Gesetz nicht von seinem Namensgeber Stephen Stigler zum ersten Mal beschrieben, sondern von Robert Merton.

Ein ähnliches, bisher meines Wissens noch namenloses Gesetz scheint es bei der Benennung neuer Dinge zu geben: Bei einem »Kulturpark« kann man ziemlich sicher sein, dass er wenig Kultur und ganz bestimmt keinen Park enthält. Wahrscheinlich handelt es sich um Betongebäude mit Verwaltungsbüros drin. Beim »Technologiepark« genauso, nur mit mittelständischen Schraubenfabriken. Und wenn eine Neubausiedlung »Birkenwiese« heißt, bedeutet das, dass hier *jetzt* keine Birkenwiese mehr ist, sondern eine Neubausiedlung.

Im Technikbereich kann man sich darauf verlassen, dass Produkte, deren Name das Wort EASY enthält, schwieriger zu benutzen sind als alle anderen. Als ich das letzte Mal ein »Seniorenhandy« in der Hand hatte, wünschte sich dessen Besitzerin etwas ganz Einfaches: Das Gerät solle nicht ständig laut piepsen. Bei einem normal komplizierten Smartphone eine Sache von ein paar Sekunden. Das Seniorenhandy ist »besonders leicht zu bedienen«. Das heißt, man muss jeden Piepstonanlass einzeln abschalten und die Einstellung dann noch einmal separat speichern, sonst zeigt das Handy sie zwar an, vergisst sie aber wieder.

Die Steuerung erfolgt, wie bei Nicht-Touchscreens üblich, über zwei Tasten. Aber nicht über die Tasten an der Unterkante des Bildschirms, wie es in der Zeit vor dem Smartphone üblich war. Das wäre zu einfach. Es sind zwei Tasten, die ganz woanders liegen. Ich brauchte für die Abstellung der Töne 20 Minuten, in denen ich 30 Mal versehentlich die als Kurzwahl eingestellte Festnetznummer anrief.

Das müsste nicht so sein. Anderswo haben wir ja auch gesetzliche Vorgaben zur Benennung neuer Dinge. Ich kann nicht einfach ein Zuckerwasser auf den Markt bringen, dem ich mal ein Foto einer Maracuja gezeigt habe, und es »Maracujasaft« nennen. Saft muss 100 Prozent Fruchtgehalt haben. Wenn »Nektar« auf der Flasche steht, muss der Fruchtsaftgehalt je nach Geschmacksrichtung 25 bis 50 Prozent betragen. Ein »Fruchtsaftgetränk« ist Zuckerwasser mit 6 bis 30 Prozent Saftanteil. So steht es in der »Verordnung über Fruchtsaft, Fruchtnektar, koffeinhaltige Erfrischungsgetränke und Kräuter- und Früchtetee für Säuglinge und Kleinkinder (FrSaftErfrischGetrTeeV)«.

Man könnte zum Beispiel festlegen, dass ein Technologiepark mindestens 50 Prozent Park enthalten muss. Wenn es sich nur um eine Ansammlung von Beton mit einer handtuchgroßen Wiese in der Mitte handelt, müssen die Zuständigen einen anderen schönen Begriff aus der Natur finden, zum Beispiel Technologie-Felsenmeer. Und wenn die darin angesiedelte Technologie

nicht mindestens 70 Prozent futuristisches Wunschdenken enthält, sondern Schrauben, ist es ein Industriegebiet. Oder eine Bürosiedlung.

EASY dürfte nur auf Produkten stehen, die von 99 Prozent eines gemischten Testpersonenpanels innerhalb von 5 Minuten vollständig verstanden werden. Wenn die Hälfte der Testpersonen dafür mehr als eine Stunde braucht, handelt es sich um ein SPEZIAL-Gerät, und wenn 30-Jährige mit Hochschulabschlüssen aus technischen Berufen nach einem Jahr immer noch in der Anleitung nachsehen, muss RATESPIEL-Gerät auf der Verpackung stehen.

Bis zur Einführung einer Verordnung gegen irreführende Benennungen von allem (IrrBenAllV) ist es also am besten, keine Geräte zu kaufen, die besonders einfache Benutzbarkeit versprechen. Und zwar insbesondere dann nicht, wenn diese Geräte von Menschen benutzt werden sollen, die auf diese Einfachheit angewiesen sind, weil sie zum Beispiel vergesslich sind oder nicht so gut sehen. Das einfachste Gerät ist das, das von den meisten Menschen verwendet wird. Je größer die Zielgruppe, desto wahrscheinlicher ist es, dass Beschwerden über verwirrende Elemente in ausreichender Menge ins Internet geschrieben werden.

Leider bedeutet eine große Menge von Beschwerden noch lange nicht, dass ein Unternehmen deshalb umdenkt, Usability-Forschung in Auftrag gibt und die Ergebnisse dieser Forschung vielleicht sogar ins Produkt einfließen lässt. Schon deshalb wäre die IrrBenAllV ein Schritt zur Weltverbesserung. Zusatzvorteil: Wenn eine Straße danach Schillerstraße heißt, dann schillert sie auch wirklich.

14

Automatisches Entchen

Vor zwölf Jahren schrieb ich in »Internet – Segen oder Fluch« ein Kapitel über unzuverlässige Informationen. Damals lag die Diskussion, ob die Wikipedia ein fataler Irrweg ist, gerade hinter uns. Mein Abschnitt darüber endet mit dem Satz: »Was nicht heißt, dass es nicht eines Tages eine ganz andere Lösung geben kann, die uns heute noch so absurd vorkäme wie vor fünfzehn Jahren ein von anonymen Freiwilligen verfasstes Nachschlagewerk.« Jetzt ist sie da, die ganz andere, noch absurdere Lösung.

Bing, die Microsoft-Suchmaschine, hat seit ein paar Wochen einen Chatmodus, in dem man ihr Fragen stellen kann und individuell erzeugte Antworten zurückbekommt. Bei Google wird in den nächsten Monaten dasselbe passieren. Ultrakurzfassung für alle, die die Techniknachrichten der vergangenen vier Jahre verpasst haben: Seit ungefähr 2019 lassen sich mit kostenlos verfügbaren Werkzeugen Texte generieren, die auf den ersten Blick aussehen wie von Menschen geschrieben. Seit 2020 sehen sie auch auf den zweiten Blick aus wie von Menschen geschrieben. Mit derselben Technik werden diese neuen Antworten erzeugt. Es gibt sie in verschiedenen Varianten, die meistens die Abkürzung »GPT« im Namen tragen.

»Das ist doch schon lange so«, könnte man an dieser Stelle denken, »Siri / Alexa / Google antwortet seit zehn Jahren auf meine Fragen.« Aber Siri, Alexa und der Google Assistant beschaffen die Antworten, indem sie andere Anwendungen – zum Beispiel den Kalender – danach fragen, oder sie geben Textbausteine aus. Wenn Siri einen Witz erzählt, hat vorher ein Mensch genau diesen Witz in Siris Datenbank abgelegt.

Der neue Suchmaschinen-Chatmodus funktioniert anders. Im Gehäuse steckt kein Modell der Wirklichkeit, sondern nur ein Modell davon, wie Sprache zusammengesetzt wird. Deshalb sind in den vergangenen Wochen viele Nachrichten und Artikel (von Menschen) über Fälle geschrieben worden, in denen die Technik falsche Antworten liefert: Sie schlägt Kochrezepte für giftige Pilze vor, verleumdet Prominente, entstellt Lebensläufe und kann alle Auskünfte mit plausibel klingenden, aber frei erfundenen Quellen belegen. Wenn eine traditionelle Suchmaschine keine Seite in ihrem Index hat, die so aussieht, als könnte sie das Gesuchte enthalten, liefert sie null Treffer zurück. Im neuen Verfahren bekommt man auf jeden Fall eine Antwort. Ob sie stimmt oder nicht, ist Glückssache, aber überzeugend klingt sie auf jeden Fall.

Ich bin keine Texterzeugungsmaschine und möchte an dieser Stelle nicht wieder das schreiben, was ich schon zu oft geschrieben habe. Bitte denken Sie sich hier einfach ein paar Sätze darüber, dass wir die Diskussion über unzuverlässige Behauptungen schon oft geführt haben, Stichworte Blogs, Wikipedia, Internet, Buchdruck, ein fünfhundert Jahre altes Zitat über gedruckte Irrtümer, fertig.

Weil ich immer gegen »Aber diesmal ist es anders«-Texte protestiert habe, kann ich jetzt nicht

behaupten, dass es diesmal anders und der Vorwurf zum ersten Mal wirklich berechtigt ist. Ich bin zwar zum ersten Mal ein bisschen verlockt, das zu tun, das liegt aber mehr an meinem Lebensalter als an der Technik. Darum verweise ich stattdessen auf die vielen schon existierenden Texte über die Nachteile und Risiken des neuen Verfahrens.

Es wäre leicht, zu argumentieren, dass es sich nicht zum Erzeugen von Antworten eignet und prinzipiell niemals dazu in der Lage sein wird. Zwei Dinge sprechen dagegen: Erstens ist das Neue oft schlecht und wird dann besser. Zweitens war die Menschheit bisher ganz gut darin, Verfahren ausgerechnet für die Einsatzzwecke nutzbar zu machen, für die sie sich am allerwenigsten zu eignen scheinen. Mit einem Vakuum hat man Pferdegespanne aneinandergeheftet, mit Wasserdampf Kohlebergwerke trockengelegt, Autos bewegen sich mit der Energie zuckender Froschschenkel fort und meine Heizdecke wird vom kalten Wind erwärmt. Irgendein Weg führt also wahrscheinlich auch vom erfundenen Unsinn zur brauchbaren Auskunft.

Bis dieser Weg besser ausgebaut ist, gibt es viele Anwendungsfälle, bei denen richtige Antworten nicht so wichtig sind. Manchmal geht es wirklich nur um den wahrscheinlichsten Zusammenhang zwischen Wörtern, zum Beispiel beim Schreiben in einer Fremdsprache. Bei anderen Fragen kann man durch Ausprobieren herausfinden, ob eine Auskunft brauchbar ist oder nicht, ohne dabei zu versterben wie im Pilzbeispiel. Bei bestimmten Sorten von Problemen reicht es sogar, ein Gespräch mit einer ganz ahnungslosen Person zu führen, ein Verfahren, das unter dem Namen »Rubber Duck Debugging« in der Softwareentwicklung beliebt ist: Während man dem Gummientchen das Problem erklärt, merkt man selbst, was die Antwort wäre. Fürs Erste muss das reichen. Und nächste Woche sieht die Welt schon wieder anders aus.

15

Wir waren vor Ort

»Ich kann diesen Sachbuchstil nicht mehr sehen«, sagt die Kolumnistin und seufzt. Ihre Frisur sieht aus, als hätte sie sie selbst mit der Nagelschere geschnitten, ohne hinzugucken[3]. »Warum müssen diese ganzen Wissenschaftlerinnen und Firmengründer immer persönlich besucht werden, und warum muss ich lesen, wie die Buchautorin in Büros geführt wird und welche Topfpflanzen dort herumstehen? Man könnte doch auch einfach eine Mail schreiben oder anrufen, wenn man was wissen will. Meinetwegen mit Video, vielleicht ist dann sogar die Topfpflanze im Bild.« Sie nippt an ihrem Kiefernnadeltee[4].

»Das kommt bestimmt wieder alles in den Text«, sagt sie dann aufgebracht. »Als ob meine Frisur irgendwas zur Beantwortung der Frage beiträgt, oder mein Getränk! Ich weiß schon, wegen der *Atmosphäre*! Oder irgendwas mit *Authentizität*! Aber das erklärt doch überhaupt nichts.«

Alexander Krützfeldt ist Autor und Reporter und weiß vielleicht mehr darüber. Wir besuchen den untersetzten rothaarigen Mittvierziger in seinem selbstgebauten Schreibschrank[5]. Es ist etwas eng darin für den Autor, das Reportage-Wir und die Kolumnistin. Krützfeldt trägt seine »Inspirations-Gummistiefel« mit dem Karomuster und trinkt ein Craft-Beer nach dem anderen, bis er schließlich zur Sache kommt: »Redaktionen möchten gerne, dass du da bist. Du möchtest auch gerne, dass du da bist, um die Strapazen deiner Arbeit zu dokumentieren gegenüber den Redakteuren, die dich zu schlecht bezahlen.«

»Importanzmobilität!«, ruft die Kolumnistin. »So heißt das bei Luisa Neubauer, in ihrem Buch …« Sie sucht in ihrem Handy, einem noch fast neuen[6] Android[7]-Modell, das in einer Hülle[8] mit rosafarbenen Glitzersteinchen[9] steckt. Ohne sich von 381 ungelesenen Benachrichtigungen[10] ablenken zu lassen, findet sie das E-Book »Gegen die Ohnmacht« und liest das Zitat vor: »Viele Menschen bemerkten seit der Pandemie, zu wie vielen sinnfreien Geschäftstreffen sie geschickt worden sind, die man leicht hätte online abwickeln können. Zu denen sie fliegen mussten oder unzählige Autobahnkilometer abspulten. Man wusste nicht, ob das Treffen so wichtig war, das alles zu rechtfertigen, aber man flog hin, also musste es wichtig sein.«

»Genau so ist das bei Reportagen auch«, behauptet die Kolumnistin, »die weite Anreise versichert allen, dass die Sache wichtig ist. Wenn das so eine Expertin ist, die niemand kennt, dann muss man sie in ihrem Büro besuchen, und das liegt dann in einer bekannten Uni.« Wenn jemand schon sehr bekannt sei, bringe das Büro wenig, dann sei ein Hausbesuch fällig, zur Not ein ausgedachter: »so wie bei Seehofers Modelleisenbahn«. Der »Spiegel«-Redakteur René Pfister hatte 2011 für ein Porträt von Horst Seehofer einen Preis für die beste Reportage des Jahres erhalten. Der Text begann mit vier Absätzen über Seehofers Modelleisenbahnkeller. Während der Preisverleihung sagte Pfister, er sei gar nicht in diesem Keller gewesen. Wenige Tage später wurde ihm deshalb der Preis wieder aberkannt.

»Eigentlich schreiben die solche Details wahrscheinlich vor allem für ihre Redaktionen rein und für andere Leute aus der Branche«, vermutet die Kolumnistin. Sie zeigt einen ergoogelten Artikel herum. Darin wird Oscar Tiefenthal zitiert, der Leiter einer Journalistenschule: »Wer die Story von Pfister lese, denke automatisch: ›Toll, wie kommt der Kerl in den Keller von Horst Seehofer!‹« Das sieht die Kolumnistin anders: »Als Leserin denkst du dir das ja gar nicht. Da nimmst du einfach an, die kennen sich schon aus der CSU-Studienstiftung und treffen sich jeden Samstag zum Modelleisenbahnspielen. Nur Leute, die selber solche Texte schreiben, finden das beeindruckend.«

»Kann sein«, sagt die Kolumnistin abschließend, »dass das früher schon genauso war in Sachbüchern und in Reportagen. Vielleicht hat es mich nur weniger gestört. Aber das glaube ich nicht! Ich glaube, es liegt an der Technik. Erst seit man nicht mehr hinfahren *müsste*, um was rauszufinden, sind diese ganzen Beschreibungen von Frisuren und Getränken und Büroeinrichtungen aufgetaucht. Damit niemand denkt, aha, da hat jemand alles einfach nur im Internet zusammenrecherchiert.« Ob sie dafür Belege hat, wollen wir wissen. Also zum Beispiel Stichproben aus Sachbüchern und Reportagen der Prä-Internet-Zeit genommen und mit neueren verglichen? »Belege habe ich dafür natürlich keine. Soll halt jemand anders belegen, dass es nicht so ist. Oder einen *Experten* in seinem Büro aufsuchen und den fragen, am besten sehr weit weg, dann wirkt es wichtiger. Ich leg mich jetzt wieder hin.« Und dann legt sich die Kolumnistin wieder hin.[11]

---

[3] Das stimmt nicht immer, zum Zeitpunkt der Kolumnenabgabe war es aber wirklich so.
[4] Ich trinke manchmal Kiefernnadelntee. Hier ist es aber erfunden.
[5] Alles, was hier über Alexander Krützfeldt steht, ist falsch (außer Name, Beruf und Mehrdarüberwissen).
[6] Nein.
[7] Ja.
[8] Ja.
[9] Nein.
[10] Nicht ganz.
[11] Entspricht den Tatsachen.

16

Legales Leihen

Wenn ich für diese Kolumne alte Bücher über Elektronengehirne und Geistesroboter lesen oder ein Zitat vorsichtshalber noch mal in der Originalquelle überprüfen möchte, benutze ich die Open Library. Sie hat eine Volltextsuche über alle Bücher, und wenn ich durch diese Suche etwas finde, das ich mir näher ansehen möchte, kann ich das eingescannte Buch für eine Stunde ausleihen.

Das ist praktischer als die Suche in Google Books: Dort kann ich zwar auch mit einer Volltextsuche den Bestand sichten, bekomme aber in den meisten Fällen nur die Information zurück, dass die gesuchte Stelle in einem Buch vorkommt. Das Buch selbst darf ich aus rechtlichen Gründen nicht sehen.

Das Open-Library-Verfahren ist außerdem legaler als die Alternative, das ganze Buch aus einer Schattenbibliothek herunterzuladen. So habe ich es früher gemacht, bevor ich von der Open Library wusste. Aber ich will das Buch ja eigentlich gar nicht besitzen, nicht mal digital.

Noch früher, als ich weder die Open Library noch Schattenbibliotheken kannte, habe ich ein bisschen weniger gründlich recherchiert und Zitate nur dann überprüft, wenn sich das zufällig auch im normalen Internet machen ließ. Man muss das gelegentlich aufschreiben, um zu merken, wie absurd es eigentlich ist: Nach mehreren Jahrzehnten Internet leben wir immer noch in einer Welt, in der Bücher die am schlechtesten zugänglichen Texte sind.

Der offiziell vorgesehene Weg sähe so aus: Ich benutze eine Volltextsuche, um ein Buch zu finden. Dann bestelle ich das gedruckte Buch über die Fernleihe (dieser Schritt funktioniert bereits online) und warte zwei bis vier Wochen, bis ich das Buch in einer Bibliothek ausgehändigt bekomme und die gesuchte Seite betrachten darf. Das ist ungefähr so, als sei die einzige legale Möglichkeit, als Fußgängerin eine Straße zu überqueren, zehn Kilometer entfernt. Kann man so machen, nutzen werden es aber nur die, die zufällig schon an dieser Stelle wohnen. Übersetzt auf die Bücher heißt das: Menschen, die an Universitäten arbeiten und es nicht eilig haben. Wobei auch viele Uni-Angehörige Schattenbibliotheken vorziehen, das geht einfach schneller und ist praktischer.

Die Bibliotheken können nichts dafür, dass der legale Weg so langwierig ist. Es liegt am Urheberrecht. Wenn eine Bibliothek ein Buch gekauft hat, darf sie es verleihen, ohne dafür eine gesonderte Erlaubnis von der Autorin oder dem Verlag einzuholen. Das gilt aber bisher nur für Papierbücher. Eine Urheberrechtsreform, die festlegen würde, dass die Bibliothek auch eine digitalisierte Version des Buchs auf dieselbe Art verleihen darf, fehlt bisher. Die Onleihe und Overdrive, zwei Systeme, über die man in Deutschland E-Books aus Bibliotheken ausleihen kann, haben nur Bücher im Angebot, deren Verlage der Bibliothek dafür eine Lizenz erteilt haben.

Das bringt mehrere Probleme mit sich, von denen ich hier nur eins herausgreife: In diesen Systemen gibt es nur Bücher, die ein Verlag als E-Book veröffentlicht hat, und das heißt, dass sie

wahrscheinlich in den vergangenen zehn Jahren erschienen sind. Bei älteren Titeln müsste der Verlag nachträglich einen E-Book-Vertrag mit der Autorin oder ihren Erben schließen, ein E-Book herstellen und die Bibliothek müsste eine Lizenz für dieses E-Book erwerben, nur damit ich einen Blick in ein sechzig Jahre altes Buch über Lochkarten werfen kann. Nichts davon wird passieren.

Die Open Library löst dieses Problem seit 2011 dadurch, dass sie die Papierbücher in ihrem Bestand einscannt und durch »Controlled Digital Lending« verfügbar macht. Das heißt, dass immer nur eine Person gleichzeitig das Buch ausleihen kann, genau wie beim Papierexemplar. Ob das erlaubt ist oder erlaubt sein sollte, ist umstritten. Auf der einen Seite des Streits stehen die Verlage, auf der anderen die Bibliotheken und die von ihnen vertretenen Lesenden, wobei Letztere von den Auseinandersetzungen wenig merken und nur die Folgen zu spüren bekommen. Autorinnen und Autoren gibt es, wie immer bei Urheberrechtsstreitigkeiten, auf beiden Seiten.

Ende März 2023 hat das Internet Archive als Betreiberin der Open Library in erster Instanz vor Gericht gegen mehrere klagende Verlage verloren. Die Verlage sähen das »Controlled Digital Lending« gern insgesamt abgeschafft. Ich hoffe, dass die nächste Instanz anders entscheiden wird. Falls nicht, dauert es eben noch mal zwanzig Jahre bis zu einem Urheberrecht, das mit der Existenz digitaler Texte klarkommt. Oder fünfzig, oder hundert. Das hier ist eine optimistische Technikkolumne, da braucht man manchmal einen langen Atem. Und Schattenbibliotheken, die bei der Überbrückung der Wartezeit helfen.

17

Aktuelles (2017)

Der US-Journalist und Entwickler Ryan Murphy trauerte vor ein paar Tagen bei Mastodon um die Wetterwarnungen für Los Angeles, die der *National Weather Service* bisher bei Twitter veröffentlicht hat. Wegen Elon Musks neuer Regeln wird das voraussichtlich demnächst nicht mehr funktionieren. »Das Problem damit? Diesen ständigen Informationsstrom veröffentlichen sie so nirgendwo anders. Im RSS-Feed passiert seit Jahren nichts mehr.« RSS ist eine Technik, solche Update-Ströme auf eine Weise bereitzustellen, die von anderen Seiten und Apps automatisch ausgelesen und verarbeitet werden konnte. Murphy möchte wieder zurück zu dieser Technik: »Ich will nicht, dass öffentliche Einrichtungen als Folge des Twitter-Verfalls Mastodon-Accounts einrichten, ich will, dass sie funktionierende RSS-Feeds einrichten.« Wenn der Wetterservice so einen RSS-Feed auf seiner eigenen Seite hätte, könnten alle Wetternachrichten automatisch zu Mastodon fließen und gleichzeitig an viele andere Orte. Die Institution wäre nicht mehr an eine Plattform gebunden.

RSS war vor allem in den Nullerjahren beliebt. Seit etwa zehn Jahren verliert es an Bekanntheit. Facebook und Twitter unterstützen kein RSS mehr, der Google Reader, der einmal das beliebteste Darstellungswerkzeug für RSS-Feeds war, wurde 2013 eingestellt. Googles Begründung war schon damals, dass sich zu wenige dafür interessierten. Weil nicht mehr alle Browser etwas mit dem Format anfangen können, führt der Klick auf den RSS-Link dort, wo es ihn noch gibt, für viele nur zu einer Fehlermeldung oder einer unbrauchbaren Darstellung.

RSS ist also wahrscheinlich nicht die Antwort auf die Frage, die Murphy aufwirft: Wo und wie können Unternehmen und Organisationen solche Update-Ströme veröffentlichen, ohne auf das Wohlwollen von Leuten wie Elon Musk angewiesen zu sein?

Die eigene Webseite ist diese Alternative schon mal nicht. Dort finden sich alle möglichen Informationen, die zuletzt vor fünf Jahren beim Redesign der Seite aktualisiert worden sind, aber nichts Aktuelles. Große Organisationen haben eine Abteilung oder eine zuständige Person, die für die Webseite zuständig ist und mit der man sich verständigen müsste, um irgendwas zu ändern. Das ist ein langsamer und konfliktträchtiger Prozess, der nur in Gang gebracht wird, wenn es wirklich sein muss, und oft nicht einmal dann.

Auch wer nur einen Eiskiosk betreibt und niemanden um Erlaubnis fragen muss, hat es schwierig: Die Webseite ist wahrscheinlich von einer entfernten Verwandten oder einer Agentur gestaltet worden. Vor einer Änderung müsste man die Zugangsdaten wiederfinden. Falls man sie überhaupt bekommen hat. Dann müsste man sich an die Anleitung erinnern, die damals mit der Webseite mitgeliefert wurde: So kannst du später *ganz einfach* Änderungen selbst einbauen. Wenn man an einem dieser Schritte scheitert oder Angst hat, etwas kaputtzumachen, muss man eine mutigere Person oder die Agentur um den Einbau der Änderungen bitten, ach, egal, dann stehen

die geänderten Öffnungszeiten eben nicht auf der Seite.

Das ist einer der seltener erwähnten Gründe, warum die Social-Media-Plattformen eine wichtige Neuerung waren: Hier konnten alle in ihrem Privatleben ungeplant und nebenbei lernen, wie man Dinge im Internet veröffentlicht und wodurch sich ein langweiliges Update von einem interessanten unterscheidet. Wenn dieselben Aufgaben dann im Beruf auftauchen, gibt es zumindest einige Leute im Unternehmen, die schon wissen, wie es geht. Sie haben die App sowieso auf ihren Geräten, und sie öffnen sie mehrmals täglich freiwillig. Die Social-Media-Plattformen bieten einen simplen Einwurfschlitz für aktuelle Mitteilungen. Wenn man nicht weiß, wie es geht, kann man einfach irgendjemanden fragen, anstatt die IT-Abteilung zu bemühen. Diese Vorteile fehlen der RSS-Zukunft, die Murphy sich wünscht.

Das einfachere Veröffentlichen ist der Grund, warum auf der Webseite noch die Veranstaltungen von 2017 angekündigt werden und alles andere bei Facebook steht. Es ist auch der Grund, warum Auskünfte zu Covid-Impfungen, Impfstoffverfügbarkeit, Terminen und Wartezeiten 2021 und 2022 leichter in den sozialen Medien zu bekommen waren als dort, wo sie eigentlich zu erwarten gewesen wären. Wenn das nur daran gelegen hätte, dass man in den sozialen Medien mehr Menschen erreicht, wären die Informationen dort *zusätzlich* veröffentlicht worden und nicht in vielen Fällen *ausschließlich*.

So ist der Zustand in der Gegenwart. In zehn Jahren wird die Welt anders aussehen und wir werden uns hoffentlich kaum noch daran erinnern, wie lästig es war, dass man damals, 2023, auf der Suche nach aktuellen Informationen alle Social-Media-Plattformen absuchen (und zu diesem Zweck natürlich auch bei allen angemeldet sein) musste. Aber auf welchem Weg wir von der Gegenwart in diese Zukunft gelangen werden: Das steht in dieser Kolumne leider nicht drin. Vielleicht ja irgendwo bei Instagram.

18

Wie war das noch?

Um über die Technik der Gegenwart zu schreiben, muss man gelegentlich Texte über Technik der Vergangenheit lesen. Solche Texte sind zwar leichter auffindbar als früher, aber meistens unverständlich auf eine von zwei Arten. Ein Teil ist unverständlich geworden, weil sie von Fachleuten für Fachleute geschrieben wurden. Wer für ein solches Publikum schreibt, kann vieles voraussetzen und braucht es nicht zu erklären. Vielleicht würden die Fachleute Erklärungen sogar kränkend finden.

Ein paar Jahrzehnte später ist der Fachtext nur noch für Menschen im Rentenalter deutbar, und noch etwas später nur für eine neue Sorte von Fachleuten, die sich mit der Wissenschaftsgeschichte des jeweiligen Themas befassen. Alle anderen bräuchten beim Lesen eigentlich Fußnoten, so wie bei der Werther-Lektüre, wo man auch nicht von allein darauf kommt, dass das Walzertanzen einmal etwas ganz anderes bedeutet hat als heute. Weil es diese Fußnoten nicht gibt, müssen wir die Gründe für technische Entscheidungen, die das zeitgenössische Publikum noch kannte, jetzt erraten: War die Lösung, die im Rückblick naheliegend erscheint, noch gar nicht erfunden? War sie noch zu teuer? Was bedeuten die unbekannten Begriffe? Manche Wörter sind in Vergessenheit geraten, andere gibt es weiter, aber sie bezeichnen nicht mehr dasselbe. Das klassische Beispiel ist der *Computer*, der vom 17. Jahrhundert bis in die 1950er Jahre ein rechnender Mensch war, oft eine Frau.

Die zweite Sorte unverständlicher Texte sind die, in denen Leute wie ich für ein allgemeines Publikum über Gegenwartstechnik schreiben und über deren Folgen für die Zukunft spekulieren. Diese Texte werden schon mit wenigen Jahren Abstand unlesbar. Oft kennt die Autorin die gerade aktuellen Entwicklungen eher flüchtig und benutzt sie vor allem als Aufhänger für Spekulation, Ressentiment oder irgendein altes Lieblingsthema. Über die eigentliche Technik erfährt man wenig. Meistens kann man aus diesen Texten nicht einmal lernen, warum und auf welche Art die Spekulationen von damals falsch waren. Denn damit wir später sagen können »Hier irrte die Autorin« müsste drinstehen, von welchen Aspekten welcher Technologien die Texte eigentlich handeln. Das steht selten drin, stattdessen geht es um die *Herrschaft der Elektronengehirne*, das *Labyrinth des World Wide Web*, den *Käfig der Algorithmen*, die *Gefahren der sozialen Medien* und die *Versprechungen des digitalen Kapitalismus*. Entwicklungen sind in diesen Texten immer »längst« im Gang.

Wenn ich einen zwanzig, fünfzig oder hundert Jahre alten Text über Technik lese, will ich herausfinden, was damals technisch möglich war, was tatsächlich praktiziert wurde und von wem, was das kostete, wie man darüber dachte und was die ungelösten Fragen waren. Aber die meisten dieser Themen sind für die jeweilige Gegenwart unattraktiv. Die Schreibenden verschwenden selten Zeit und Zeilen auf eine Einordnung in den Kontext der Zeit, den sie als

bekannt voraussetzen können und der ihr Publikum vielleicht langweilen würde. Die ungelösten Technikprobleme einer Gegenwart sind nicht immer greifbar. Manchmal sind sie so offensichtlich, dass man darüber nicht zu schreiben braucht, weil alle wissen, dass Strom, Speichermedien oder Rechenleistung zu teuer oder gar nicht verfügbar sind. Und manchmal sind sie so unsichtbar, dass erst im Rückblick klar wird, welcher Baustein damals gefehlt hat. Viele unserer derzeitigen Probleme mit sozialen Netzwerken gehören wahrscheinlich in diese Kategorie. Die Frage, was gerade tatsächlich praktiziert wird und vom wem, ließe sich nur mit einem Aufwand klären, den die meisten beim Schreiben nicht leisten können.

Außerdem ist das Schreiben über eine neue Technologie nur in einem bestimmten Zeitfenster wirtschaftlich attraktiv. Leider ist das gleichzeitig die Zeit, in der wir noch am wenigsten über sie wissen. Später, wenn sich der Staub etwas gelegt hat, könnte man kompetenter darstellen, was sich eigentlich durch Telegraphie, Tabellenkalkulation oder Textverarbeitungssysteme verändert hat. Das interessiert jetzt aber nur noch ein paar verstreute Gestalten in Kulturwissenschaft und Technikgeschichte.

Die meisten meiner Texte sind unbrauchbar auf die zweite Art, es steht zu wenig drin. Im Techniktagebuch-Blog gebe ich mir größere Mühe, für die Zukunft zu schreiben. Das macht es für die Gegenwart weitgehend unlesbar, weshalb es auch den Untertitel trägt: »Ja, jetzt ist das langweilig. Aber in 20 Jahren!« Allerdings sind von diesen zwanzig Jahren erst knapp zehn vergangen. Vielleicht stellt sich am Ende heraus, dass es eine dritte Textsorte gibt, die man weder in der Gegenwart noch in der Zukunft lesen kann.

19

KI-Jahreszeiten

2016 gewann AlphaGo gegen einen der besten Spieler der Welt. 2017 begann automatische Übersetzung statt Murks überwiegend korrekte, verständliche Sätze zu liefern. Seit 2018 funktioniert die Transkription von Audioaufzeichnungen ohne vorheriges Training und ohne lange Nachbearbeitung. 2019 konnte man plötzlich Fotos von Menschen erzeugen, die gar nicht existieren. Seit 2020 lässt sich mit den diversen »GPT«-Werkzeugen Text herstellen, der wie von Menschen geschrieben wirkt. Ab 2021 genügte eine Bildbeschreibung zum Erzeugen von Bildern in beliebigen Stilen. Es wirkt so, als sei die Diskussion um »Künstliche Intelligenz« erst jetzt richtig in Gang gekommen. Klar, vorher wurde auch schon 60 Jahre lang über das Thema debattiert. Aber doch eher theoretisch. Oder?

Carver Mead ist Mikroelektronik-Pionier und hat ab den 1960er Jahren an Hardware gearbeitet, die von der Forschung an biologischen Vorgängen inspiriert war. Mitte der 1990er Jahre wurde er deshalb für den Sammelband »Talking Nets: An Oral History of Neural Networks« befragt. Zu seinem Interviewer sagt er: »Sie erinnern sich vielleicht an ein paar von meinen frühen Vorträgen, die gingen so: ›Lieber nicht so viel Hype um diese neuronalen Netzwerke, das führt nur wieder zum Crash. Wir brauchen nicht noch mal eine zwanzigjährige Flaute wie nach dem Perceptron.‹ Ich glaube, die haben wir jetzt wirklich hinter uns. Ich habe das Gefühl, das geht jetzt nicht mehr weg.«

Mit der »Flaute nach dem Perceptron« meint Mead den ersten der sogenannten KI-Winter. Das Perceptron war in den 1940er Jahren eine Maschine und später ein Softwarekonzept. Es ist ein Vorläufer der Techniken, die heute erfolgreich eingesetzt werden. Weil damals die Rechenleistung noch nicht ausreichte[12], sah es Ende der 1960er Jahre so aus, als sei die Perceptron-Forschung eine Sackgasse. Erst in den 1980er Jahren begann das Fördergeld wieder zu fließen. Nur wenige Jahre später brach schon der zweite Winter der KI an, in dem man sich enttäuscht von den in der Zwischenzeit entstandenen Ideen abwendete. Dieser zweite Winter war zum Zeitpunkt des Gesprächs noch nicht ganz vorbei.

Noch 2002 sagt Rodney Brooks, damals Direktor des »AI Lab« am Massachusetts Institute of Technology, in einem Interview, es herrsche »da draußen ein dummer Mythos, dass KI gescheitert ist, dabei sind wir in jeder Sekunde des Tages von KI umgeben.« Als Beispiele für diese Umgebenheit nennt er: Die Einspritzsysteme in Verbrennungsmotoren, die Zuweisung von Flugzeugen zu Gates an Flughäfen, computergenerierte Figuren in Film und Gaming sowie »Clippy« (in Deutschland »Karl Klammer«), den büroklammerförmigen »Office-Assistenten« von Microsoft.

2005 scheint der Mythos vom Ende der KI noch lebendig gewesen zu sein. Der Informatiker und Autor Ray Kurzweil klagt in seinem Buch »The Singularity is Near« (auf Deutsch:

»Menschheit 2.0): »Ich begegne immer noch Leuten, die behaupten, mit künstlicher Intelligenz sei es seit den 1980er Jahren aus«. Seine Belege für das Gegenteil sind Spamfilter, Handschrifterkennung, die automatische Erkennung betrugsverdächtiger Kreditkartenbuchungen, strategische Anwendungen in Militär und Raumfahrt, medizinische Diagnosesysteme und ein Prototyp des selbstfahrenden Autos. Die meisten seiner Beispiele sind teuer und spezialisiert. Je nach Beruf konnte man kaum mehr als einem davon wissentlich im Alltag begegnen. Die einzige Ausnahme sind »virtuelle Agenten« im Kundschafts-Service, mit denen aber »nicht alle zufrieden« seien. Genau wie mit »Karl Klammer«, der so unbeliebt war, dass er bald wieder abgeschafft wurde und bis heute Stoff für boshafte Memes liefert.

Die Ergebnisse der KI-Forschung waren also vorhanden, aber für die meisten Menschen unsichtbar. Dort, wo sie sichtbar waren, fielen sie vor allem unangenehm auf. Das hat sich geändert, und das ist die eigentliche Neuerung der letzten Jahre. Alle im ersten Absatz genannten Dinge kann man auch nutzen, wenn man nicht an einer Universität oder in einer mit viel Geld ausgestatteten Branche arbeitet. Die meisten gibt es kostenlos, bei den übrigen sinken die Preise. Vielleicht hat Carver Mead also mit 25 Jahren Verspätung recht und es kommt jetzt wirklich kein weiterer KI-Winter mehr. Vielleicht greift aber auch der hier schon öfter erwähnte »KI-Effekt« und wir vergessen alle gemeinsam, dass diese Techniken irgendwann mal unter dem Namen »Künstliche Intelligenz« beworben wurden. Dann geht die Geschichte wieder von vorne los.

---

12 für Kolumnenzwecke vereinfachte Darstellung

20

Ich find's doof

Viele Texte über neue Technologien sind voll mit religiösen Metaphern. Propheten, Hohepriester, Päpste, Gurus und Vorbeter predigen die Vorteile des Neuen, die Gläubigen und Jünger jubeln, die Geräte sind Kultobjekte, die Unternehmen Heilsbringer. Alle gemeinsam pilgern ins Gelobte Land und nach Mekka, also ins Silicon Valley oder, als das noch ging, nach Hannover auf die Cebit-Messe. Seit dem Ende der Cebit im Jahr 2018 ist der Mekkaposten frei geworden: »Chemnitz wird zum Mekka der intelligenten Datenanalyse«, Berlin ist nach wie vor ein Mekka für die Startup-Szene«, »Wiesbaden soll Mekka für Nachhaltige Gründer werden«, »Augsburg macht sich immer mehr einen Namen als ›Mekka‹ für Künstliche Intelligenz« und »Die Schweiz wird zum Mekka des Metaverse«. Die vom Geist der neuen Technologie Beseelten haben Visionen, suchen nach dem Heiligen Gral, führen Kreuzzüge, bekehren Ungläubige, und wenn es in Interviews um die Zukunft geht, wird viel orakelt.

Wer so über eine Technologie schreibt, macht sich ein bisschen darüber lustig. Der religiöse Eifer der Beteiligten! Ihre Inbrunst! Das Leuchten in den Augen! Jemanden einen Propheten nennen heißt: Der Autor oder die Autorin des Artikels erkennt in der Gegenwart keine Anzeichen dafür, dass das Angekündigte besonders wahrscheinlich ist. Eine Prophezeiung kann man nur glauben oder nicht, so wie »Wenn der eiserne Hund durch den Vorderwald bellt, fängt der große Krieg an« oder »Am 21. Dezember 2012 geht die Welt unter«. Die Verwendung religiöser Metaphern sagt, dass es sich um irrationale Vorgänge handelt und keine guten Argumente im Spiel sind. Je enthusiastischer und trunkener die Jünger der neuen Technologie im Artikel auftreten, desto nüchterner und rationaler wirken die Berichtenden.

Wenn man eine Technologie für überzeugend hält, verwendet man statt der religiösen Metaphern wissenschaftliche: Die Zukunft wird nicht prophezeit, sondern simuliert und berechnet. Das Neue beruht auf Grundlagenforschung und Expertise, wird nicht in Mekkas und Gelobten Ländern, sondern in Laboren, Forschungszentren und Universitäten entwickelt, und ist überhaupt *schon längst Realität*.

Metaphern, es geht nicht mit ihnen, es geht nicht ohne sie (aber vor allem Letzteres). Bei journalistischen Textgattungen, in denen es als unfein gilt, »Ich« zu sagen, hat man über die Wahl der Metaphern die Möglichkeit, doch noch die privaten Ansichten im Artikel zu verstecken. Kolumnen sind aber zum Glück Refugien des Ich-Sagens, und ich sage: Der Gebrauch von Religionsmetaphern bei neuen Technologien, die man persönlich nicht überzeugend findet, ist ein bisschen unanständig in mehr als einer Hinsicht.

Zum einen ist es respektlos der Religion gegenüber. Historisch kommt es ein bisschen überraschend, dass Religionsmetaphern mittlerweile so deutlich sagen: Hier passiert etwas, das ich als Berichterstatterin für ausgedacht, irrational und unwahrscheinlich halte. Selbst

Metaphern aus dem Bereich der Zauberei sind positiver. Wer eine Technologie beschreibt, bei der etwas *wie von Zauberhand* passiert, *wie Magie* wirkt oder eine *magische Anziehungskraft* ausübt, versucht damit nicht, sich von diesem Zauber zu distanzieren, sondern steht dazu, dass das Beschriebene faszinierend ist. Ich bin aus der Kirche meiner Kindheit aus- und seitdem in keine neue eingetreten. Trotzdem kommt es mir unangemessen vor, Religion als Metaphernsteinbruch für die subtile Diffamierung neuer Technologien zu verwenden. Wer die Technikgebräuche oder -ideen anderer Menschen als Religion beschreibt, beleidigt Technik und Religion zugleich.

Außerdem bringen die religiösen Metaphern es nebenbei mit sich, dass man über eine Welt aus Männern spricht. Ich will niemandem unterstellen, dass das bei der Übertragung religiöser Strukturen auf den Technologiebereich absichtlich geschieht. Versehentlich ist es schon blöd genug.

Das Problem »Menschen finden eine Innovation nicht überzeugend, müssen aber trotzdem Artikel darüber schreiben, in denen sie nicht ›also ich find's doof‹ sagen dürfen« wird nicht so bald verschwinden. Es gibt aber auch keinen alternativen Metaphernbereich, der die journalistischen Vorteile des Religionsvergleichs (prunkvoll, dramatisch, international, irrational) mit Gleichberechtigung der Geschlechter verbindet. Oder doch, einen gibt es, aber wollen wir wirklich in einer Welt leben, in der Technologie in Metaphern aus dem Bereich des *Eurovision Song Contest* beschrieben wird? Vielleicht ist die einfachste Lösung die Genehmigung von Fußnoten im Journalismus, in denen am Ende des Artikels einfach steht: »P.S.: Also ich find's doof.«

21

Kürzen und Längen

Die Gutachten, mit denen in seinem Beruf gutes Geld zu verdienen sei, sagte der Freund, die könne er jetzt auch von ChatGPT aus Stichpunkten erstellen lassen. Das gehe viel schneller und das Ergebnis sei ganz brauchbar. Ich sagte: Auf der anderen Seite sitzt dann wahrscheinlich eine Person, die sich von ChatGPT das Gutachten wieder in Stichpunkte umwandeln lässt, um keine dreißig Seiten lesen zu müssen. Diese Vermutung habe ich im vergangenen halben Jahr oft gelesen. Meistens geht es dabei um berufliche E-Mails: Jemand lässt sich aus Stichpunkten eine höfliche Mail erzeugen, die auf der anderen Seite zum bequemeren Lesen wieder in Stichpunkte umgewandelt wird. Wenn man bei Twitter nach den Stichworten *ChatGPT expand summarize* sucht, findet man viele Varianten dieser Prognose, garniert mit Spott.

Lange Texte zu halbwegs brauchbaren Stichpunkten zusammenkürzen, das funktioniert schon seit ein paar Jahren. Mittlerweile ist nicht mehr so einfach zu rekonstruieren, seit wann genau, weil natürlich immer erst mal ein paar Jahre lang in Pressemitteilungen steht, dass es jetzt geht, auch wenn die Ergebnisse noch Mist sind. Aber ganz ungefähr scheint es irgendwann zwischen 2010 und 2015 passiert zu sein. Der umgekehrte Vorgang, das Erzeugen eines plausiblen längeren Texts aus Stichpunkten, ist neuer. Der Textgenerator GPT-2 konnte es 2019 noch nicht (oder jedenfalls nicht gut genug). Die ersten Kommentare über den Kreislauf aus Verlängern und Zusammenfassen tauchen nach der Veröffentlichung der nächsten Version GPT-3 im Jahr 2020 auf. Ende 2022 ist der Zugang zur Textgenerierungs-Technik durch den Chatbot ChatGPT einfacher beziehungsweise für die meisten überhaupt erst möglich geworden. Seitdem macht alle paar Tage jemand den Scherz über das Verlängern und Wiederzusammenkürzen von E-Mails.

Bei Gutachten ergibt sich die Länge nicht ausschließlich daraus, dass man wirklich immer dreißig Seiten braucht, um alles Wichtige zu sagen. Die Länge sagt: Hier hat sich jemand ein paar Tage lang hingesetzt, entsprechend wahrscheinlicher wird es, dass sich diese Person auch ausreichend Gedanken gemacht hat. Die zweite Funktion der Textlänge: Für so ein Gutachten ist ein Honorar in mittlerer vierstelliger Höhe vorgesehen, da will die bezahlende Seite nicht nur eine halbe Seite mit Stichpunkten bekommen.

In anderen Bereichen ist das ähnlich, zum Beispiel bei der Länge von Sachbüchern. Für ein Buch, das nur aus drei Seiten mit Stichpunkten besteht, könnte der Verlag keine 39,90 Euro verlangen, weshalb die Idee erst auf Buchlänge gebracht werden muss. Erst dann kann ein zweites Unternehmen den Wunsch von Menschen im Management erfüllen und das Buch wieder auf drei Seiten zusammenkürzen, damit das Lesen nicht so lange dauert. Diesen Service erbringen zum Beispiel die Schweizer Firma getAbstract und das Berliner Startup Blinkist.

Über Picasso heißt es, er habe einmal in dreißig Sekunden ein Bild gemalt, dafür sehr viel Geld verlangt und das damit begründet, dass das Malen nicht dreißig Sekunden gedauert habe,

sondern vierzig Jahre. In dieser Form ist die Anekdote ziemlich sicher erfunden, sie geht wahrscheinlich auf den Maler James McNeill Whistler zurück, der 1878 vor Gericht so etwas Ähnliches vorgebracht haben soll. Aber Picasso kennen eben alle, Whistler nicht. Im Prinzip ist es beim Schreiben von Gutachten oder Sachbüchern genau wie beim Malen von Bildern: Eigentlich ist das Ausdenken der Stichpunktliste genau das, wofür man vorher lange nachgedacht oder eine Ausbildung hinter sich gebracht haben muss. Aber wenn die sichtbare Arbeit zu leicht wirkt, protestiert die Kundschaft und möchte weniger bezahlen.

Das klingt jetzt, als könnte man in einer rationaleren Welt den Verlängerungsschritt einfach weglassen, so wie die Füllstoffe in der Waschpulver-Großpackung, die nur vortäuschen, dass man besonders viel Waschleistung fürs Geld bekommt. Aber die Übersetzung von kurz nach lang hat eine Funktion, und diese Funktion ist nicht immer nur Betrug. Bei der beruflichen E-Mail wirkt die längere Version menschlicher, freundlicher und respektvoller – nicht auf alle, aber auf viele. Die, die das anders sehen und es besonders respektvoll finden, wenn man ihnen wenig Zeit stiehlt, können sich die Mail ja jetzt automatisch zusammenkürzen lassen. Bei der Übersetzung von Fremdsprachen ist weitgehend klar, dass die Welt durch diese Option besser wird. Manche Menschen lesen und schreiben lieber auf Deutsch, andere lieber auf Finnisch, da ist es eigentlich nicht so überraschend, dass manche lieber auf Ausführlich und andere lieber auf Summarisch lesen und schreiben.

Abschließend müsste hier irgendwas darüber stehen, dass diese Kolumne als Stichpunktliste kürzer wäre. In Wirklichkeit hat die Stichpunktliste, mit der ich angefangen habe, doppelt so viele Zeichen wie die fertige Kolumne, und ChatGPT war beim Kondensieren überhaupt keine Hilfe. Noch.

22

Anrufbeantworter

Was war der Anrufbeantworter? Ein Gerät von der Größe eines dicken Buchs, das Anrufe auf dem Festnetz entgegennehmen konnte, wenn niemand zu Hause war. Die Nachrichten der Anrufenden speicherte es auf Magnetbändern, später dann auch digital. Theoretisch konnte man in Deutschland schon seit den 1950er Jahren Anrufbeantworter betreiben. Aber erst in den 1980er Jahren wurden die Geräte so klein und bezahlbar, dass das in vielen Haushalten geschah. Es begann die große Zeit des Schreibens über Anrufbeantworter.

1987 klagte Elke Heidenreich in ihrer Kolumne in der Zeitschrift *Brigitte*: »Sie sind nun wirklich die Pest der Neuzeit, diese verfluchten Anrufbeantworter. Ich ginge gern mit einem großen Hammer von Haus zu Haus und schlüge einen nach dem andern in Stücke, und wer weiß, ob ich das nicht eines Tages auch wirklich tu und ganz berühmt damit werde.«

Eine zweite Elke-Heidenreich-Kolumne markiert das Ende dieser Zeit. Sie erschien 1997 und beginnt so: »Wie habe ich mich damals, als sie in Mode kamen, über angeblich seelenlose Anrufbeantworter aufgeregt! Überall piepsten diese blöden Maschinen und überrumpelten den Anrufer damit, dass er nun sein Anliegen präzise formulieren mußte, oder es wurden einem unzumutbare Mitteilungen ins Ohr gesagt (...) Geschäumt habe ich vor Wut über solche Zumutungen. Und heute – wie froh bin ich, daß es Anrufbeantworter gibt!«

Zu diesem Zeitpunkt brauchte man Anrufbeantworter schon gar nicht mehr so dringend. Zwar hatten erst zehn Prozent aller Menschen in Deutschland ein Handy, aber es waren die zehn Prozent, die besonders gern erreichbar sein wollten. Das Handy brachte seine eigene Speichertechnik für verpasste Anrufe mit. Meistens konnte man sowieso selbst ans Telefon gehen, weil es nicht an einer weit entfernten Hauswand befestigt war, sondern in der Hosentasche steckte. Und wer eine Nachricht hinterlassen wollte, konnte eine SMS schreiben.

In den zehn Jahren zwischen den beiden Texten von Elke Heidenreich spielt der Anrufbeantworter eine wichtige Rolle nicht nur im Kolumnengeschäft, sondern auch im Krimi und im Liebesroman. Die Volltextsuche von openlibrary.org bietet einen guten Überblick. In beiden Genres beruht die Handlung oft darauf, dass nicht alle Figuren jederzeit mit allen anderen Informationen austauschen können. Der Anrufbeantworter brachte neue Plot-Probleme und -Möglichkeiten ins Spiel, vor allem, wenn man ihn von unterwegs anrufen und die hinterlassenen Nachrichten anhören konnte. Diese Folgen für die Handlung sind aber kein Stoff für eine Kolumne, sondern für ein ganzes Buch, das jemand anders schreiben soll.

In den Meinungstexten geht es um verschiedene Konflikte. Erstens mischte sich Technik in eine soziale Angelegenheit ein. Das war schon immer gewöhnungsbedürftig, zum Beispiel, als es um die Frage ging, ob private Briefe mit der Schreibmaschine getippt werden dürfen. Dann war es nicht angenehm, dass man beim Anrufen so schnell umdenken musste. Auf ein Gespräch mit

einem Menschen bereitet man sich anders vor als auf das Hinterlassen einer Nachricht. Es war leichter verkraftbar, die Erfolglosigkeit des Anrufs durch mechanisches Tuten mitgeteilt zu bekommen als von einer Ansagestimme. Automatische Ansagen erzeugen leicht Wut, vor allem, wenn man sie wiederholt anhören muss, weil das so wirkt, als habe man immer wieder mit einem Menschen zu tun, dem man komplett egal ist. Außerdem wusste man nie so genau, ob die Person, mit der man eigentlich sprechen wollte, wirklich nicht da war oder nur keine Lust hatte, ans Telefon zu gehen. Das alles wird auch in den Krimis und Liebesromanen ausführlich verhandelt.

Im Prinzip sind die meisten dieser Konflikte in irgendeiner Form noch lebendig. Nur kann man jetzt nicht mehr die blöde Maschine beschuldigen, die sich – wenigstens theoretisch – mit dem Hammer in Stücke schlagen lässt. Man müsste in jedem Beschwerdetext erst mal erklären, wie genau die App funktioniert, über die man schimpfen möchte. Ein Teil der Lesenden wird keine Ahnung haben, worum es geht, weil sie diesen Kommunikationsweg gar nicht nutzen. Anrufbeantworter kannten alle, über sie zu schimpfen war wie über das Wetter schimpfen.

Man kann aus der kurzen Geschichte der Anrufbeantwortertexte etwas lernen über die Verwendung aktueller und künftiger Geräte in Romanen. Vor allem, dass mehr technische Details einen Text im Erscheinungsjahr (wenn man Glück hat) zeitgemäß wirken lassen und dann viele Jahre lang angestaubt. Dasselbe passiert mit aktueller Technikkritik oder -begeisterung, die man in den Gedanken oder Dialogen von Romanfiguren verstaut. Langfristig ist es günstiger, über Technik so zu schreiben wie in Science-Fiction-Romanen, in denen einfach zum Kommunikationskristall gegriffen wird. Nur selten nörgelt jemand darüber, dass jetzt plötzlich alle so ein nervendes Piepsding besitzen. Die Technik ist einfach da. Das ist zwar unrealistisch, aber dafür kann man die Texte auch Jahrzehnte später noch lesen.

23

Pilcherbot

»Als Erstes werden ja wahrscheinlich so Sachen automatisiert wie Rosamunde Pilcher.« Dieser Satz fällt oft, wenn es um die Frage geht, ob und wann sich das Schreiben automatisieren lässt. Das letzte Mal habe ich ihn vor einer Woche gehört, und ich glaube, er ist auf mehrere Arten falsch.

Rosamunde Pilcher war eine britische Autorin von Liebesromanen, die sich zu ihren Lebzeiten rund 65 Millionen Mal verkauften und sie zur Multimillionärin machten. Ich habe keines ihrer Bücher gelesen – nicht aus Überzeugung, meine ultrasnobistische Lesephase ist schon zu Ende gegangen, als ich zwanzig war. Es hat sich nur bisher nicht ergeben. Aber auch der Gesprächspartner, von dem ich den Satz zuletzt hörte, hatte nichts von ihr gelesen. Pilchers Bücher müssen einfach oft als schlechtes Beispiel herhalten, und da ist es ein Vorteil, wenn die Anwesenden die Texte nicht kennen. So wird die Gesprächspartnerin nicht wie bei anderen möglichen Namen gleich sagen: »Also ich habe zufällig über Agatha Christie / Stephen King / Enid Blyton promoviert, das ist doch Quatsch, was du da behauptest.«

Ich kann also nicht auf der Basis von Pilcher-Textkenntnis protestieren. Aber ich bin überzeugt, dass ihre Bücher nicht leichter zu automatisieren wären als die einer weniger erfolgreichen Autorin. Erfolg entsteht ja nicht als Folge der Dummheit oder Anspruchslosigkeit eines Publikums. Irgendwas macht eine erfolgreiche Autorin richtig, viel richtiger als alle, die nur so ähnliche Bücher schreiben. Man erkennt nicht so leicht, was das ist, wenn man sich selbst für ganz andere Texte interessiert. Aber das ist dann einfach nur Ahnungslosigkeit auf dem Niveau von »Also diese Musik, die die jungen Leute jetzt hören, das klingt doch alles gleich.«

In der Aussage, dass Bestseller besonders einfach zu automatisieren sind, steckt außerdem die Annahme, dass das, was einfach wirkt, auch einfach zu machen ist. Aber unbenutzbar komplizierte Oberflächen für Software und Geräte lassen sich ganz leicht herstellen, während man für alles Einfache und Intuitive ein teures Team aus Fachleuten und viel Zeit braucht.

Vielleicht ist der Satz gar nicht so gemeint. Vielleicht bedeutet er nur: »Bücher, die sich sehr gut verkaufen, werden als erste automatisiert, weil es sich da finanziell am meisten lohnt.« Aber müsste dann nicht wenigstens ab und zu auch Stephen King als Beispiel genannt werden? Oder »Hundert Jahre Einsamkeit«, »Der Name der Rose« »Lolita« (jeweils 50 Millionen verkaufte Exemplare)? Und nicht immer nur Rosamunde Pilcher? Ich sage an dieser Stelle mal nichts über Vorurteile gegen Bücher von oder für Frauen.

Noch geht das beim aktuellen Stand der Text-Automatisierung sowieso alles nicht. Das wollte ich jedenfalls ursprünglich in dieser Kolumne behaupten. Leider stellte sich nach ein paar Minuten Recherche raus, dass ich wieder mal keine Ahnung von der Gegenwart hatte. Wenn man nur ein paar Wochen nicht aufpasst!

Das Hauptproblem war in den vergangenen Jahren der immer wieder verlorengehende Kontext. »Sunspring«, ein experimenteller Kurzfilm aus dem Jahr 2016, beruhte auf einem Drehbuch, das mit einem neuronalen Netzwerk erzeugt worden war. Alle Sätze darin sind in sich einigermaßen korrekt, aber es gibt noch keinen erkennbaren Zusammenhang zwischen aufeinanderfolgenden Sätzen. Etwas später war es dann möglich, zusammenhängende kurze Absätze zu erzeugen, aber schon im nächsten Absatz war die Hauptfigur keine Frau mehr, sondern ein Krokodil, und nach dem übernächsten verschwand sie für immer aus dem Text. Im Moment lassen sich mit der kostenlosen Version von ChatGPT etwa zehn Buchseiten Text erzeugen, in denen das Krokodil erhalten bleibt. In der kostenpflichtigen Version hat man Zugriff auf eine neuere Version von GPT, die das Krokodil zwei bis vier Mal so lang im Griff behält. Das bedeutet, dass sich mit geschickten Strategien und etwas Handarbeit jetzt tatsächlich zusammenhängende, Romane erzeugen lassen. Man kann kein ganzes Buch in einem Durchgang produzieren, sondern muss iterativ arbeiten, also zuerst eine grobe Struktur schreiben lassen, dann die Inhaltsangaben der Kapitel und so weiter. Auf diese Art passt immer der gesamte erforderliche Kontext auf einmal in den Speicher. Fehlendes wird durch den Text der Vorgaben wieder aufgefrischt. Vor einem halben Jahr ging das noch nicht, und in einem halben Jahr wird es besser gehen als heute. Ich muss hier also gar nicht herumspekulieren über die Folgen für die Buchbranche, ich kann es auch einfach abwarten und dann darüber schreiben.

Und jetzt lese ich endlich mal was von Rosamunde Pilcher.

24

Menschmaschinemurks

Dann muss halt noch mal ein Mensch draufschauen und kontrollieren, dass der Algorithmus keinen Unsinn macht.« So enden gerade viele Überlegungen im Zusammenhang mit Entscheidungen, Empfehlungen und Vorhersagen aus dem Computer. Es klingt erst mal beruhigend und lindert die Sorge um den eigenen Arbeitsplatz. Aber was heißt das eigentlich in der Praxis?

Eine Schach-App schlägt mir einen Zug vor, den ich sinnlos oder schädlich finde. »Was soll das«, denke ich, »das mache ich natürlich nicht.« Wer selbst Schach spielt oder sich noch an die Schach-Folge dieser Kolumne aus dem vergangenen Jahr erinnert, weiß, dass dieser Gedanke ein Fehler ist. Das System weiß es besser, und zwar nicht nur besser als ich, sondern auch besser als alle Groß- und Weltmeister. Wenn ich eingreife, weil ich den Vorschlag nicht nachvollziehen kann, verschlechtere ich das Ergebnis in allen Fällen.

Schach ist ein Extremfall. Die meisten Computersysteme, von denen ich mich beraten lassen kann, wissen es nicht immer besser. Vorschläge der Rechtschreibprüfung lehne ich manchmal ab, weil ich halt wirklich »prokrastinieren« meinte und nicht »prostituieren«. Ich habe eine Vorstellung von meinen eigenen Rechtschreibfähigkeiten und von den Fähigkeiten der Software. Deshalb weiß ich, wann ich die Vorschläge annehmen, ablehnen oder noch mal im Duden nachsehen sollte.

Schwierig wird es da, wo nicht klar ist, wer gerade kompetenter ist, Mensch oder Maschine. In der Forschungsliteratur geht es viel um Nachfrageprognosen im Handel. Eine falsche Vorhersage, wie viele Menschen nächste Woche im Laden stehen und Grillschnitzel oder Weihnachtsbaumständer kaufen wollen, kostet Unternehmen viel Geld, weshalb das Thema gut erforscht ist. Computersysteme werten Tausende von Datenpunkten aus und machen auf dieser Basis Vorschläge zur Belieferung oder Lagerhaltung. Menschen überprüfen die Vorschläge, sagen dann so etwas wie »der Computer kann nicht wissen, dass durch eine Kalenderreform das kommende Wochenende entfallen wird« und reduzieren die Grillfleisch-Bestellmenge entsprechend. In diesem Fall haben Menschen also Zugriff auf eine Information, die der Computer nicht hat, und sie wissen auch, dass der Computer sie nicht hat.

Meistens ist die Lage aber nicht so eindeutig. Vor allem der zweite Punkt ist schwierig, denn in der Realität fehlt fast allen, die mit so einem System arbeiten, eine Vorstellung davon, was der Computer kann und was nicht. Das ist kein individuelles Versagen, und es ist auch kein Problem, das erst durch die aktuellen Machine-Learning-Techniken entsteht. Wenn große Mengen Daten in eine Vorhersage einfließen und sich die Systeme ständig verändern, ist es für Menschen kaum möglich, die Verlässlichkeit und die Schwachstellen so eines Systems richtig einzuschätzen. Und bei den eigenen Fähigkeiten und Schwachstellen klappt es erst recht nicht.

Die Forschungsergebnisse der vergangenen Jahrzehnte deuten deshalb darauf hin, dass die menschlichen Eingriffe häufig die Vorhersage verschlechtern. Das ist selbst dann der Fall, wenn die Menschen Feedback erhalten und also eigentlich wissen müssten, dass ihre Einmischung mehr schadet als nutzt. Dafür sind verschiedene Gründe vorgeschlagen worden, vor allem eine Überschätzung der eigenen Kompetenz, aber auch: Die Zuständigen wollen unter Beweis stellen, dass sie das Computerergebnis kontrolliert haben, und ändern nur deshalb irgendwas.

Solche Änderungen müssten, um sinnvoll zu sein, an genau den Stellen passieren, an denen die Computerergebnisse korrekturbedürftig sind, nicht öfter und nicht seltener. Es müssten Korrekturen in der richtigen Richtung sein, also nicht etwa »weniger Grillfleisch bestellen«, wenn es eigentlich mehr sein müsste, und das Ausmaß der Korrektur muss stimmen, also nicht »20 Schnitzel mehr«, wenn 2000 fehlen.

Das waren alles harmlose Beispiele, bei denen allenfalls jemand ohne Schnitzel oder mit reduziertem Unternehmensgewinn dasteht, wenn etwas schiefgeht. Die Kritik handelte aber in den vergangenen Jahren oft von Systemen, die über Haftstrafen, Kreditwürdigkeit, Jobvergabe und medizinische Behandlung entscheiden. Wenn dabei Fehler passieren, sind sie nicht nur folgenschwerer. Die Systeme reproduzieren außerdem, weil sie von Menschen hergestellt sind, die von Menschen erzeugten Probleme. Sie schlagen also beispielsweise einem Unternehmen, das bisher kaum Frauen eingestellt hat, weiterhin bevorzugt männliche Bewerber vor, nur ab jetzt automatisch. Wenn ein Mensch das Ergebnis kontrolliert und richtig findet, heißt das unter Umständen nur, dass Mensch und Maschine auf die gleiche Art und aus den gleichen Gründen unrecht haben.

»Da muss einfach noch mal ein Mensch draufgucken« ist also schon in meiner viel zu kurzen Zusammenfassung alles andere als einfach. Richtig umgesetzt kann der Ansatz zu besseren Ergebnissen führen. Aber wenn ein Text oder ein Regulierungsvorschlag mit diesem Vorschlag endet, ohne Details zu nennen, geht es wahrscheinlich um einen Wohlfühleffekt und nicht um bessere Ergebnisse. Da sollte dann noch mal ein Mensch draufgucken. Kritisch.

25

Zwischen 0 und 1

In einem Computer gibt es nur Einsen und Nullen und dazwischen ist nichts. Wenn sich jemand darüber äußern will, dass dem Internet oder »dem Digitalen« irgendetwas fehlt – Menschlichkeit, Kreativität, Zwischentöne – dann wird das Fehlende oft in dieser Lücke zwischen Null und Eins vermutet. Wenn dazwischen etwas wäre, wie in analogen Systemen, dann ließen sich die Menschlichkeit, die Kreativität und die Zwischentöne ausdrücken. Aber mit so einem Computer geht es eben nicht, technisch bedingt, so der Vorwurf. Das mag jetzt wie offensichtlicher Unsinn klingen, aber ich bin der These auch schon auf wissenschaftlichen Tagungen begegnet. Also gut, es war nur eine einzige Tagung, aber das ist eine zu viel.

Dahinter steckt die Idee, dass die höheren Ebenen eines Systems immer die Strukturen auf den niedrigeren Ebenen widerspiegeln: Wenn etwas auf der untersten Ebene aus Nullen und Einsen besteht, dann färbt das ab auf alles Darüberliegende. Auf den ersten Blick ist das ja auch ein schönes, symmetrisches Konzept. Aber es taucht ansonsten eigentlich nur in der Anthroposophie und ihren angrenzenden Gebieten auf. Dort heißt es »Gesetz der Entsprechung«. Dieses Gesetz existiert in verschiedenen Formulierungen: »Wie oben, so unten und wie unten, so oben«, »Wie innen, so außen und wie außen, so innen« oder »Wie im Großen, so im Kleinen und wie im Kleinen, so im Großen«. Wie bei den meisten esoterischen Konzepten heißt es dann, dieses uralte Gesetz sei schon seit Jahrtausenden bekannt. Und wie die meisten esoterischen Konzepte ist es – zumindest in diesen Formulierungen – eigentlich viel jünger. Es scheint auf ein 1908 anonym erschienenes englischsprachiges Buch zurückzugehen.

Manchmal ist es in der Natur wirklich so, dass sich die Strukturen auf verschiedenen Ebenen gleichen: Kleine Kochsalzkristalle sehen so würfelförmig aus wie größere, und einzelne Blumenkohlröschen sehen aus wie ganze Blumenkohlköpfe. Aber das Natriumchlorid-Molekül ist nicht würfelförmig, und der Blumenkohl besteht nicht bis zur untersten Ebene aus blumenkohlförmigen Strukturen. Unten ist nicht wie oben, Außen ist nicht wie innen, und die Dinge verhalten sich im Großen anders als im Kleinen.

Dass digitale Systeme diesen Vorwurf oder diese Vermutung so anziehen, kommt nicht daher, dass sie digital sind. Auch ein Alphabet ist ein digitales System. Die vielen Laute, die ich von mir geben kann, werden in unserem Alphabet auf nur 26 Buchstaben reduziert, 30 mit Umlauten und ß. Diese paar Buchstaben können natürlich nicht alles abbilden. Schon wenn man damit nur deutsche Dialekte wiedergeben will, wird es schwierig. Trotzdem ist mir noch nie der Vorwurf begegnet, dass man mit diesem Alphabet nur 26 oder 30 verschiedene Ansichten ausdrücken kann, und bei allem, was man damit schreibt, die feinen Zwischenstufen zwischen diesen Positionen fehlen. Dieser Vorwurf liegt nur beim binären System so nahe: Zwei Symbole, Ja und Nein, nichts dazwischen.

Vielleicht ist die Kritik auch eine Folge der Abbildungen, die die Digitalisierung analoger Signale erklären: Das analoge Signal, zum Beispiel Musik, wird durch eine schöne glatte Wellenlinie wiedergegeben. Das digitale Signal ist eine hässliche Treppe. Es ist offensichtlich, dass dabei etwas verlorengeht. Aber eben nur in dieser Veranschaulichung. In der Praxis hängt der Unterschied davon ab, wie klein man die Treppenstufen wählt. Auch analoges Filmmaterial hat eine Körnung.

Im menschlichen Körper werden analoge Vorgänge in digitale und wieder zurück übersetzt, je nachdem, welches Verfahren sich für eine Aufgabe besser eignet. Elektrische Impulse im Nervensystem sind digital – nicht weil Elektrizität im Spiel ist, sondern weil das dabei entstehende »Aktionspotenzial« nicht analog zur Stärke eines Reizes ist. Es ist ein Alles-oder-nichts-Signal, wie die 1 und die 0 im Computer. Und die DNA ist ein digitales Speicherverfahren. Trotzdem kommt niemand auf die Idee, der Menschheit eine generelle Unfähigkeit zum Ausdrücken von subtilen Zwischenstufen zu unterstellen. Oder falls doch, dann jedenfalls nicht aus diesen Gründen.

Aber die Idee von der Entsprechung der Ebenen ist verlockend, das weiß ich selbst. Ich versuche seit vielen Jahren, ein Buch über die innere Organisation von Internetgemeinschaften zu schreiben. Das ungeschriebene Buch soll unter anderem von der Frage handeln, ob Projekte mit schlechter Innenpolitik überhaupt etwas hervorbringen können, das nicht auch im Ergebnis genau diese schlechte Politik enthält. Bis zu dieser Kolumne dachte ich: Wahrscheinlich nicht. Jetzt kommt es mir so vor, als sei ich auch nur dem esoterischen Gedanken von der Übereinstimmung zwischen Oben und Unten auf den Leim gegangen. Ich möchte deshalb allen danken, die mich mit der Idee von der folgenschweren Lücke zwischen 0 und 1 genervt haben. Es hat ein paar Jahre gedauert, aber ich habe etwas daraus gelernt. Klar, ich hätte auch einfach etwas mehr über Blumenkohl nachdenken können. Aber Blumenkohl hat mich nicht genug geärgert, um einen Denkprozess anzustoßen.

26

Informationsflut, nächste Runde

Clarkesworld ist ein US-amerikanisches Onlinemagazin für Science-Fiction- und Fantasy-Kurzgeschichten. Das Magazin akzeptiert internationale Einsendungen mit einer Länge zwischen 1000 und 22.000 Wörtern. Die kürzesten Texte sind also etwa anderthalb Mal so lang wie diese Kolumne, die langen entsprechen ungefähr meiner Kolumnenproduktion eines halben Jahres.

Im Februar gab der Herausgeber Neil Clarke bekannt, dass das Magazin bis auf Weiteres keine neuen Einreichungen annehmen werde. In einem normalen Monat muss die Redaktion etwa 1100 Geschichten sichten. Bis zum Einreichungsstopp am 20. Februar waren 700 legitime Texte eingegangen und zusätzlich 500, die Clarke als eindeutig maschinell erzeugt (und indiskutabel schlecht) bezeichnete. Die Überschwemmung war eine direkte Folge davon, dass mit ChatGPT einige Wochen zuvor ein allgemeiner und einfacher Zugang zum Textgenerator GPT eröffnet worden war. *Clarkesworld* bezahlt 12 Cent pro Wort, also je nach Länge 120 bis 2640 US-Dollar für eine Geschichte. Das macht den Versuch attraktiv, dieses Geld ganz ohne eigene Schreibarbeit zu kassieren.

Schon die Sichtung der bisherigen, menschengeschriebenen Textmenge macht viel Arbeit. Die GPT-verursachte Zusatzarbeit überfordert die Redaktion. Andere Magazine, die unangeforderte Texte annehmen und dafür Honorare bezahlen, haben dasselbe Problem.

Im März konnte man wieder Texte einreichen. *Clarkesworld* hat jetzt einen selbstgemachten Spamfilter für Einsendungen, und wer einmal durch das Einschicken von GPT-Text aufgefallen ist, wird dauerhaft gesperrt. Das funktionierte bis April »überraschend gut«, weil die im Februar Aufgeflogenen nichts mehr einsenden konnten. Aber schon im Mai reichten über 700 neue Personen generierte Texte ein. Für die Zukunft will Clarke weitere Stilllegungen des Einsendeformulars nicht ausschließen.

Das Problem ist älter als GPT und an vielen anderen Stellen bereits gelöst. Die Lösungen sind nicht schön, aber wirksam. Bei den meisten Printredaktionen kann man nicht einfach unaufgefordert Texte einsenden. Die Redaktionen fordern Texte von sich aus an, bei Menschen, die sie selbst ausgesucht haben. Auch die meisten Buchverlage haben schon in den Nullerjahren, also nach Einführung des Kontaktkanals E-Mail, aufgehört, unverlangte Einsendungen ernsthaft zu sichten. Sie bekommen einfach zu viele Manuskripte, in denen jemand über die Machenschaften gehirnverstrahlender Außerirdischer oder die moderne Physik im Lichte der Dreifaltigkeit schreibt. Der Weg zu Buchverlagen führt in fast allen Fällen über eine Agentur, und die Agentur nimmt nur Menschen mit einigermaßen verkäuflichen Ideen unter Vertrag. Aber lassen Sie sich durch diese Auskunft bitte nicht davon abhalten, Ihre Buchidee über die heilende Kraft der Quietscheentchen einer Agentur vorzustellen! Sichten und Filtern von Ideen gehört zu den Aufgaben der Agenturen.

Das sind zwei der möglichen Lösungen für das Problem zu vieler Texte, deren Filterung die Redaktion überfordern würde. Die Nachteile dieser Abschottung sind bekannt: Neue Stimmen haben es im Journalismus und in der Buchbranche schwer. Außerdem funktioniert zumindest das zweite Verfahren nur so lange, wie die Agenturen nicht selbst an die Grenzen ihrer Filterkapazitäten gelangen.

Vor über zehn Jahren habe ich in »Internet – Segen oder Fluch« schon einmal ein ganzes Kapitel über die Konflikte geschrieben, die durch nicht mehr überblickbare Textmengen entstehen. Es geht darin um die 1680 von Leibniz beklagte »schreckenerregende und immer weiter anwachsende Menge der Bücher«, um die Probleme mit viel zu zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen, um das Internet der 1990er Jahre (»eine Wüste ungefilterter Daten«, wie ein Kritiker damals schrieb), und um die Techniken zu ihrer Bewältigung, die immer wieder entstehen und zumindest vorübergehend für Linderung sorgen. So lange, bis jemand etwas Neues erfindet. In diesem Kapitel heißt es: »In den letzten zwanzig Jahren haben viele erfahrene Internetnutzer öffentlich erklärt, bisher sei ja alles gut und schön gewesen, aber seit – hier eine beliebige aktuelle Entwicklung einsetzen – sei die Überfülle endgültig von niemandem mehr zu bewältigen.« GPT gab es da noch lange nicht.

Damals hielt ich Artikel 3 des Rheinischen Grundgesetzes, »Et hätt noch emmer joot jejange«, für eine wissenschaftliche Tatsache: Bisher haben wir immer Lösungen gefunden, also werden wir auch in Zukunft immer welche finden. Ich glaube immer noch, dass sich auch für den Umgang mit dieser neuen Version der Textflut Strategien entwickeln lassen. Nur ist es nicht so, dass das bisherige Geschehen diesen Ausgang garantiert. Und auch wenn sich ein neues Gleichgewicht einstellt, kann es sein, dass die Welt danach komplizierter, unpraktischer oder ungerechter ist als vorher.

27

Noch mehr Nichts

Florian Illies schreibt in seinem 2005 erschienenen Buch »Generation Golf zwei« über das Handy, es sei »zu einer Art Fastfood-Telefon geworden. Wie ein Imbiss, den man im Gehen isst und dessen Reste man notfalls in den Mülleimer werfen kann, wenn man in die Straßenbahn springen muss. Die Unverbindlichkeit des Handys ist verführerisch, die Möglichkeit zur Dauerkommunikation trügerisch: Sagen jedenfalls tut man so gut wie nichts.«

Ich weiß nicht genau, was Illies auf die Idee gebracht hat, dass am Festnetztelefon oder in persönlicher Anwesenheit allgemein tiefschürfendere Gespräche geführt werden als am Handy. Mit seiner Kritik am Nichtssagen steht er jedenfalls in einer langen Tradition. Kurz vor Illies hatte sich Hans Magnus Enzensberger im Spiegel geäußert: »Jeder denkbare Lauscher wird an einer prinzipiellen Eigenschaft der Datenströme ersticken, nämlich an ihrer überwältigenden Banalität. 99,999 Prozent aller Botschaften sind allenfalls für ihre Empfänger von Interesse, und selbst das ist noch übertrieben. Auch insofern trügt die Prophezeiung von der emanzipatorischen Kraft der neuen Medien. Nicht jedem fällt etwas ein, nicht jeder hat etwas zu sagen, was seine Mitmenschen interessieren könnte. Die viel beschrieene Interaktivität findet hier ihre Grenze.« Wer schon vor dem Internet nichts mitzuteilen hatte, waren laut Enzensberger die Kurzwellen-Amateure und die »zahllosen Sprüher«. Henry David Thoreau kritisierte 1854 mit dem gleichen Argument die Telegrafie: »Wir haben es äußerst eilig, eine telegrafische Verbindung zwischen Maine und Texas herzustellen, aber vielleicht haben Maine und Texas sich gar nichts mitzuteilen.« Um Thoreau ging es in dieser Kolumne im März[13] schon einmal ausführlicher. Aber es ist noch nicht alles gesagt zum Nichtssagen!

Es sind immer die anderen Menschen, die zu viel reden und zu wenig sagen, und zwar vor allem auf Kommunikationswegen, die die Kritisierenden selbst nicht nutzen. Theoretisch könnte ja auch mal jemand berichten: »Ich bin jederzeit und überall informativ und geistreich. Nur wenn ich zum Telegrafen / Internet / Handy greife, kommt bloß ›Und bei dir so?‹ raus.« Das habe ich aber noch nirgendwo gelesen.

Hinter dieser Kritik an den Mitteilungen anderer scheinen mir verschiedene Irrtümer über Kommunikation zu stecken. Erstens: Ich kann grundsätzlich ohne Vorkenntnisse alles verstehen, was andere Menschen einander im Internet, am Handy oder auf Hauswänden mitteilen. So etwas wie Kontext oder Insider-Anspielungen gibt es nicht. Zweitens: Für die anderen ist dasselbe wichtig wie für mich. Wenn ich eine Nachricht nicht interessant finde, kann sie auch für die eigentlich Gemeinten nicht interessant sein. Diese seltsamen Gestalten müssen einfach Banalitäten sehr gern mögen. Drittens ist der Ausschnitt aus der fremden Kommunikation, den ich mitbekomme, repräsentativ. Wenn die anderen jetzt gerade nur Banalitäten austauschen, tun sie bestimmt nie etwas anderes in ihrem zweifelhaften Kommunikationsmedium.

Der Vorwurf, dass andere zu viel telefonieren und dabei zu wenig zu sagen haben, ist so alt wie das Festnetztelefon, zu dem es mittlerweile gut hundert Jahre Forschung gibt. Es wurde von Anfang an überwiegend für soziale Zwecke benutzt, von Menschen, die darauf angewiesen waren, wenn sie ein Sozialleben trotz räumlicher Distanz pflegen wollten. Die Pflege von Sozialleben besteht nicht unbedingt aus dem Austausch von Fakten, die für Außenstehende wichtig klingen. In Interviews geben die Befragten aber außerdem an, dass sie am Telefon leichter über sehr persönliche Angelegenheiten sprechen können als mit Anwesenden. Auch das passiert also. Nur meistens nicht in Situationen, in denen Dritte mithören und »Aha! Hier geht es ja mal um was Interessantes!« denken könnten.

Illies' Kritik am Handy ist jetzt fast zwanzig Jahre alt. Die Kritik am Handygebrauch hat etwas nachgelassen. Ich bin vorsichtiger als früher mit der Behauptung, dass irgendetwas bisher so war und deshalb auch immer so weitergehen wird. Aber es werden definitiv weiterhin neue Kommunikationswege entstehen, und es werden neue Menschen auf die Idee kommen, dass auf diesen Wegen nur Banalitäten mitgeteilt werden. Man muss dazu nicht erst alt werden. Henry David Thoreau und Florian Illies waren Mitte 30, als sie die zitierten Texte geschrieben haben. Die Idee ist aber falsch und empathielos und, da lehne ich mich jetzt mal aus dem Fenster, sie wird es auch immer bleiben. Ganz egal, wie die nächsten hundert Kommunikationsgeräte und -gebräuche aussehen.

---

13 Kolumne 12, »Nichts zu sagen« in diesem Buch

28

Im ganz frühen Internet

»Im ganz frühen Internet, also so um 2010«, sagte meine Gesprächspartnerin, und ich musste lachen. Dann entschuldigte ich mich und sagte, dass das völlig richtig ist. Um 2010 war im ganz frühen Internet, 2023 ist es auch noch, und meinetwegen können wir gern auch noch die nächsten 50 Jahre »im ganz frühen Internet« sagen.

Die Frühzeit des Internets ist eine subjektive Phase. Sie liegt in der eigenen Jugend oder in der Zeit, in der man das Internet für sich entdeckt hat. Kurz danach beginnt die genauso anhand der eigenen Biografie datierte Zeit »Als es im Internet noch schön war«.

Wenn ich selbst vom ganz frühen Internet rede, meine ich damit meistens die 1990er Jahre. Es endet für mich um 2005 herum, als Foren selten wurden, das Bloggen begann (oder für mich wahrnehmbar wurde, denn begonnen hatte es schon früher), und Plattformen wie Flickr (das Instagram der Nullerjahre) und YouTube entstanden. Aber natürlich waren 1994, als meine Universität mich zum ersten Mal ins Internet ließ, dort schon seit über zwanzig Jahren interessante Dinge passiert. Es fühlt sich nur für mich nicht so an. In meiner Wahrnehmung ist alles, was vor meinem Auftauchen geschehen ist, undefinierbares graues Zeug, das ich allenfalls dem Namen nach kenne. Bestimmt war es sehr langsam und äußerst langweilig.

Genauso geht es allen anderen mit ihren individuellen Vor- und Frühzeiten des Internets. Wann die Frühzeit zu Ende geht, lässt sich unterschiedlich begründen. Für Menschen, die ein paar Jahre älter sind als ich, endet das frühe Internet vielleicht 1983, als das TCP/IP-Protokoll in BSD-UNIX aufgenommen wurde, wodurch es an vielen Universitäten zum ersten Mal »richtiges« Internet gab. Oder 1991 mit der ersten Website. Oder 1993 damit, dass jetzt auch Menschen, die gar nicht an Universitäten sind, ins Internet vorgelassen wurden.

2009 begründet ein Autor seine Datierung des frühen Internets auf die Jahre 1995-2000 damit, dass 1995 die ersten Online-Unternehmen an die Börse gingen und 2000 die »Dotcom-Blase« platzte: Wer 1999 Amazon-Aktien gekauft hatte, verlor ungefähr 80 Prozent des investierten Geldes. Später verzweihundertfachte sich ihr Wert wieder, woraus man aber nichts lernen kann, denn viele andere Unternehmen, die damals ähnlich zukunftsträchtig wirkten wie Amazon, gibt es seit diesem Börsencrash nicht mehr.

In einem Artikel von 2015 ist 2015 das »Jahr, in dem das alte Internet gestorben ist«. Die Begründung dafür ist ein bisschen unklar, die Autorin nennt ein paar verkaufte Websites und zurücktretende CEOs als Belege. Zehn Jahre vorher, 2005, sei jedenfalls alles noch ganz anders gewesen. Aber dann sei das Smartphone und der Aufstieg von Social Media gekommen. Seitdem seien Texte nicht mehr wichtig, alle guckten jetzt Bilder und Videos. Und in den sozialen Netzwerken werde nur noch Wohlfühlcontent geteilt, keine unbequemen Wahrheiten oder negativen Ansichten. (Falls unter den Lesenden jemand gerade über Berufswahl nachdenkt: Das

Schreiben über Internetthemen ist ein undankbares Geschäft, man hat so schnell unrecht wie in kaum einer anderen Branche.)

Ein Artikel von 2023 sieht das Ende der Frühzeit im Jahr 2020 mit der Einstellung des Flash-Players, der das frühe Internet geprägt habe. In fünf oder zehn Jahren könnte der Aufkauf von Twitter durch Elon Musk jemandem als Begründung dafür dienen, warum 2022 die Ära des frühen Internets zu Ende gegangen ist. Aber wahrscheinlich ist bis dahin etwas ganz anderes passiert, was alles Bisherige alt aussehen lässt.

Es stimmt ja auch: Wenn man von einem beliebigen Zeitpunkt aus zehn Jahre zurückschaut, war alles ganz anders. Man möchte an dieser Stelle eine Ära einziehen, einfach um diesem Gefühl eine Grundlage zu geben. Dadurch entsteht alle paar Jahre ein neues »ganz frühes Internet«. Das macht eigentlich nichts. Aber die Vorstellung, diese Frühzeit sei jetzt vorbei, bedeutet auch: So wie es gerade ist, wird es lange bleiben. Und das stimmt eben nicht. Das Internet von 2023 ist genauso ein kurzlebiges Ding wie das von 2003 oder 1983.

Wenn wir unsere Position statt »kurz nach dem Ende des frühen Internets« als »mittendrin« begreifen, verschafft uns das mehr Spielraum beim Nachdenken. Veränderungen wirken dann nicht mehr unwahrscheinlich, sondern unausweichlich. Sogar Verbesserungen sind denkbar. Und da so ein frühes Internet noch ein formbares Ding ist, könnten wir uns an diesen Veränderungen beteiligen. Bevor das Ende vom Anfang dann eines Tages tatsächlich da ist. Was dann in die Geschichtsschreibung eingeht, wird aber keiner von den Zeitpunkten sein, die wir uns vorgestellt haben. Es hat ja auch niemand im richtigen Moment gedacht: »Heute ist die Jungsteinzeit aber wirklich vorbei.«

29

Anti-Influence

Immer geht es nur um Influencerinnen oder Influencer, dabei spielt Anti-Influence eine mindestens genauso wichtige Rolle, wenn es darum geht, welche Dinge gekauft oder nicht gekauft werden. In »Harry Potter und der Gefangene von Askaban« macht jemand Harry den Vorschlag: »Ich schätze, du solltest lieber einen neuen Besen bestellen. Auf der Rückseite von *Rennbesen im Test* ist ein Bestellschein … du könntest dir einen Nimbus Zweitausendeins besorgen, wie Malfoy einen hat.« Harry Potter sagt nur: »Ich kaufe nichts, was Malfoy für gut hält.«

Wenn neue Technik auf den Markt kommt, ist sie in den ersten Jahren wegen dieser Abschreckungswirkung für viele unkaufbar: Entweder wird sie von albernen jungen Menschen benutzt: das nervende Musikabspielgerät, das nutzlose Internet, die minderwertige Digitalkamera. Oder sie wird von Businesskaspern zur Wichtigtuerei gebraucht, und wer möchte schon ein Businesskasper sein außer den Businesskaspern selbst. Das war das Problem der ersten Handys. Im schlimmsten Fall wird ein Gerät von alten Leuten verwendet. Dann ist es was für alte Leute, und nicht einmal alte Leute wollen damit gesehen werden. Die anderen könnten sie ja für alt halten.

Das E-Bike ist eines der seltenen Beispiele[14] für Technik, deren Aufstieg in der Gruppe der alten Menschen begonnen hat. Ein 2016 an der Universität Utrecht entstandenes Paper von Alexander Peine, Vivette van Cooten und Louis Neven rekonstruiert das Geschehen in den Niederlanden. In den späten 1980ern kamen dort die ersten E-Bikes auf den Markt. Sie wogen 40 Kilo, davon zwölf Kilo Batterie, und ihre Reichweite war gering. Das ursprünglich für eine junge Zielgruppe gedachte E-Bike wurde wegen seiner Unförmigkeit als Mobilitätshilfe für Alte und Behinderte wahrgenommen. Nur »Leute über 80 mit einem Holzbein« interessierten sich dafür, wie sich einer der frühen E-Bike-Hersteller erinnert. Eine andere für das Paper interviewte Person berichtet: »1998 habe ich meinen Eltern auf einer E-Bike-Messe geholfen. Eine Frau mit Rollator und Sauerstoffmaske kam zu uns an den Stand, weil sie ein E-Bike wollte. 2002 sah man dann schon, wie das Durchschnittsalter sank, aber nach der Einführung des CoEl fiel das Durchschnittsalter um 20 Jahre und erreichte die 60-Jährigen.« Das CoEl ist in diesem Zitat das *Concealed Electric Bicycle*, also ein E-Bike, das aussieht wie ein normales Fahrrad. Aus heutiger Sicht wirken die E-Bikes von 2002 noch überhaupt nicht wie normale Fahrräder, aber im Vergleich zu den Modellen aus den 1980ern muss es damals so ausgesehen haben.

Um 2010 galt ein E-Bike in Deutschland immer noch als Anschaffung für Alte und Unsportliche, und 2018 habe ich zum letzten Mal miterlebt, wie jemand öffentlich für den Gebrauch eines E-Bikes verspottet wurde. Erst jetzt ist es im allgemeinen Markt angekommen, und in ein paar Minuten werden wir gemeinsam vergessen, dass das E-Bike in seinen ersten 30

Jahren ein Hilfsmittel für alte Menschen war.

Dabei wollen alte Menschen eigentlich nur das, was alle wollen. Beim E-Bike sieht man, dass Jüngere oft genau dieselbe Unterstützung brauchen können wie Ältere. Nämlich dann, wenn sie zum Beispiel Gegenwind haben, einen steilen Berg hinauffahren oder einen Fahrradanhänger mit zwei Kleinkindern und einer Getränkekiste ziehen.

Es wirkt lustig, wenn sich alle, einschließlich der alten Leute, gegen Technik sträuben, die im Ruf steht, Technik für alte Leute zu sein. Aber eigentlich ist es nicht lustig. Es ist Ableismus. Ableismus ist der Glaube, dass man nur dann ein vollwertiger Mensch ist, wenn man alles aus eigener Kraft kann. Es ist ein blöder Glaube, weil wir natürlich fast nichts aus eigener Kraft können und ständig technische Hilfsmittel verwenden: Fahrräder, Leitern, Brillen, Schuhe. Es ist ein Glaube, der uns in jüngeren Jahren dazu bringt, rechts und links Leute zu kränken, die andere Hilfsmittel benötigen als wir selbst. Und es ist ein Glaube, der dazu führt, dass wir uns im Alter selbst im Weg stehen, weil wir 20 Jahre zu lange das Hörgerät, die Gehhilfe, den selbstabschaltenden Herd verweigern. Nur weil wir die Vorstellung nicht ertragen können, jetzt selbst zu den Personen zu gehören, die wir ein Leben lang für ein bisschen minderwertig gehalten haben. Schon im eigenen Interesse wäre es gut, sofort damit aufzuhören. (Und im Interesse der Verwandtschaft, die einen dann nicht 20 Jahre lang anzuschreien braucht, weil man »ja noch gut hört«.)

Wer stolz darauf ist, alles zu ignorieren, was von Influencerinnen oder Influencern genutzt wird, sollte Anti-Influence mit dem gleichen Stolz ignorieren. Betrachten wir mit Interesse, was alberne junge Menschen, Businesskasper und alte Leute verwenden. Erstens ist das eine gute Übung gegen das Verachten. Und zweitens kann man dann schon ein paar Jahre früher den Berg hinauffahren, statt abzusteigen und zu schieben.

---

14 Unter https://www.netz-barrierefrei.de/wordpress/von-behinderten-inspirierte-erfindungen-und-innovationen/ gibt es unter dem Titel »Curb Cut – von Behinderten inspirierte Erfindungen und Innovationen« eine interessante Sammlung zu einem verwandten Thema. Den Hinweis verdanke ich Lena Verenes vom Techniktagebuch-Blog.

30

Wohnen als Text

Früher war es schwerer, gemeinsam an Texten zu schreiben. Die 15 Autorinnen und Autoren des Romans »Gästehaus« kamen Anfang der 1960er Jahre zum Schreiben in einer Charlottenburger Villa zusammen. Die Wissenschaftler Daniel Kahneman und Amos Tversky saßen in den 1960er und 1970er Jahren zu zweit vor der Schreibmaschine und wechselten sich beim Tippen ab.

Es ist einfacher geworden, seit es das Internet gibt. Zuerst wurde nur das Hin- und Herschicken der Texte leichter. Dann konnte man denselben Text bearbeiten, aber ohne währenddessen die Arbeit der anderen zu sehen. So ist es bis heute in der Wikipedia. Seit Mitte der Nullerjahre gibt es verschiedene Möglichkeiten, gleichzeitig im selben Text zu schreiben und dabei zu sehen, was die anderen machen.

Egal, wie das genau passiert: Im Berufsalltag der meisten wird wahrscheinlich mehr gemeinsam geschrieben als allein. Jemand verfasst einen Entwurf, eine zweite Person überarbeitet ihn, die Vorgesetzten geben ihre Meinungen dazu ab, und am Ende kommt das Dokument Dossier_Entwurf_Überarbeitung_84597238_Version7_ÄnderungsvorschlägeKP_Final_NOCHN heraus.

Diese Alltäglichkeit heißt nicht, dass es uninteressant wäre, darüber nachzudenken, was da eigentlich passiert. In den vergangenen 20 Jahren ist viel *über* das gemeinsame Schreiben geschrieben worden ist, unter anderem von mir. Alle interessieren sich für die neuen Möglichkeiten. (»Neu« bedeutet, wenn es um Texte geht, etwas anderes als in »das neue iPhone«. Schreiben geht so langsam, und wir denken so langsam darüber nach, dass das Neue 50 bis 100 Jahre lang neu bleibt.) Die einen ekeln sich bei der Vorstellung, andere Menschen live im eigenen Text herummurksen zu sehen, die anderen finden es schön, beim Schreiben nicht mehr so allein zu sein und eine andere Person mindestens die Hälfte der Arbeit machen zu lassen.

Deshalb ist das gemeinsame Schreiben ein beliebtes Thema bei Schreibworkshops und Literaturveranstaltungen. Leider sind die Voraussetzungen gerade da besonders ungünstig. Man wird mit Fremden zusammengewürfelt und soll an einem Text zusammenarbeiten, irgendeinem Text. Da die Beteiligten meistens zu höflich sind, sich in die Textteile der unbekannten Anderen einzumischen, ist das Ergebnis so ähnlich wie beim Knickzettelspiel, bei dem man auf einem Zettel das obere Ende einer Figur zeichnet, den Zettel so umknickt, dass nur die Enden der Linie sichtbar sind, und ihn an die nächste Person weiterreicht. Nur kommt beim Knickzettelspiel manchmal ein lustiger Krogufant heraus und beim »Neue Schreibformen«-Experiment eher nicht. Man kann daraus nicht ablesen, dass gemeinsames Schreiben – grundsätzlich oder in der Literatur – zu schlechten Texten führt, sondern nur, dass es unter diesen Voraussetzungen schlecht funktioniert.

Gemeinsam an einem Text schreiben, ohne die anderen und ihre Pläne zu kennen, ist einerseits die unsinnigste Form des gemeinsamen Schreibens. Andererseits machen wir genau das ständig, nur nicht beim Schreiben, sondern beim Wohnen. Deshalb sehen Häuser und Wohnungen in der Realität nie so aus wie auf den Fotos in Architekturmagazinen: Irgendwer macht einen schönen Plan. Andere Leute setzen den Plan um, dabei werden schon die ersten Klofenster vergessen und Fliesen verwechselt. Dann zieht jemand ein und bringt eine geerbte Sofagarnitur mit, die die Architektin sich *so nicht vorgestellt* hat. 30 Jahre später zieht dieser Mensch aus, die neue Mieterin findet beim Bohren eines Lochs heraus, dass irgendeiner der Vorgänger ein Stromkabel diagonal unter Putz verlegt hat, und so weiter. Wir wohnen in Gemeinschaftsprojekten von Leuten, die nicht miteinander reden. Bei Mietwohnungen wird die Übergabe des Knickzettels sogar aktiv verhindert. Man würde der nächsten Mietpartei gerne mitteilen, dass an der Wand am Fenster kein Schrank stehen darf, weil sie feucht ist, aber das geht nicht. Wenn unsere Wohnungen Texte wären, wären sie sehr schlechte Texte.

Gemeinsames Schreiben führt dann zu guten Ergebnissen, wenn die Schreibenden sich kennen, mögen und miteinander absprechen können. Oder wenn sie zumindest einem bekannten Plan folgen, wie beim Schreiben eines Wikipedia-Artikels. Wenn das nicht der Fall ist, kommt halt eine rustikale Brutalismus-Garagenvilla mit Jugendstilelementen und einem 80er-Jahre-Sofa raus. Gucken Sie sich um. Geht auch.

31

Arp und Hult

Vergangenes Jahr schrieb ich in dieser Kolumne, *GeoGuessr* sei ein ab 2013 populäres Spiel gewesen, es habe aber an Beliebtheit verloren, seit es 2019 kostenpflichtig wurde. In der später fürs Buch überarbeiteten Fassung ist der Satz schon weniger falsch: »GeoGuessr ist ein seit 2013 populäres Spiel«. Für die, die damals noch nicht mitgelesen oder alles wieder vergessen haben: Man bekommt in diesem Spiel einen Zufallsort in Google Street View gezeigt, kann sich dort umsehen und muss dann auf einer Weltkarte möglichst genau angeben, wo das Bild aufgenommen wurde. Seit ein paar Tagen ist sogar Deutschland auf den Karten des Spiels vertreten. Nicht vollständig, aber schon viel vollständiger als in den zehn Jahren davor, als Street View nur ein paar Großstädte abdeckte.

In beiden Versionen meines Textes fehlt die Information, dass GeoGuessr seit 2020 rasend beliebt ist. 60 Millionen Menschen, also knapp 60 Millionen mehr, als ich mir beim Schreiben der fehlerhaften Kolumne vorstellen konnte, sind bereit, zwei Euro im Monat für das Spiel zu bezahlen. Zusätzlich gibt es seit 2020 *Geotastic*, eine durch Crowdfunding finanzierte, gratis spielbare Version aus Deutschland.

Die Kategorie »GeoGuessr« bei Twitch hat 340.000 Follower. Twitch ist so was wie YouTube, aber nicht für aufgezeichnete Videos, sondern für Livestreams. (Ich habe mich lange darüber lustig gemacht, dass im Journalismus alle Internetdinge auch nach 20 Jahren noch erklärt werden müssen: »das weltweite Datennetz Internet«, »der Mikrobloggingdienst Twitter«. Jetzt weiß ich, warum das so ist: Weil sonst bei jedem Familienfest die 80-jährigen Verwandten aus dem Verbreitungsgebiet der Frankfurter Rundschau auf die Kolumnistin zukommen und ihr Vorwürfe machen. Zu Recht!) Twitch gibt es erst seit zwölf Jahren, es wird also noch eine Weile erklärungsbedürftig bleiben. Man kann dort anderen dabei zusehen, wie sie GeoGuessr spielen. Den ersten GeoGuessr-Worldcup im Oktober 2022 in Paris guckten bei Twitch insgesamt 154.000 Menschen. Das ist für Twitch-Verhältnisse nicht viel, bei anderen Spielen hängen Millionen am Stream. Für ein Spiel, bei dem es letztlich darum geht, möglichst genau zu wissen, wie die Strom- und Telefonmasten aller Länder aussehen, ist es aber schon bemerkenswert.

Mehrere Trendforschungsberichte aus den Jahren seit 2020 führen das gestiegene GeoGuessr-Interesse auf die Pandemie zurück: Weil wir weniger Leute treffen konnten, seien wir auf der Suche nach Spielen gewesen, die man online gegeneinander spielen kann; gleichzeitig sei es ein bisschen wie Reisen gewesen. Vielleicht war es aber auch einfach Zufall. In der Trendforschung wird viel herumvermutet, genau wie beim Kolumnenschreiben.

Egal, was jetzt genau der Grund ist für die neue Liebe zum Wissen über regionale Straßenmarkierungen, Grassorten und Bodenbeschaffenheiten: Es ist gut so. Noch vor wenigen Jahren wurden die Superspezialfragen, um die es bei GeoGuessr geht, allenfalls in

Superspezialbüchern behandelt. Jetzt gibt es an vielen Orten im Internet genaue Erklärungen, wie man Tschechien von der Slowakei unterscheiden kann (die Rohrpfosten tschechischer Verkehrsschilder tragen oben eine schwarze Abdeckkappe) und woran man Andorra erkennt (bunt gestreifte Schneeleitstangen).

Das neue Wissen hat zwar keinen konkreten Nutzen, denn selbst wenn man von Aliens entführt und irgendwo auf der Welt wieder aus dem Ufo gelassen wird, kann man ja einfach jemanden fragen, wo man hier ist. Aber die Welt wird schöner, wenn man mehr über sie weiß. Man braucht sich dann weniger darüber zu beklagen, dass man wegen der verdammten Globalisierung in allen Ländern dieselben Eissorten zu kaufen bekommt und es überall immer gleicher aussieht. Weil das gar nicht stimmt, allein die unterschiedlichen Farben des Drecks am Straßenrand! Außerdem macht der GeoGuessr-geschulte Blick auch alltägliche Dinge zu Sehenswürdigkeiten, Dinge, die vorher für die meisten Menschen unsichtbar waren oder dem Landschaftsgenuss im Weg standen.

Mit dieser neuen Wahrnehmungsfähigkeit ausgestattet wird man auch beim körperlichen Verreisen mehr Freude haben. Man kann diese Freude nicht immer mit der mitreisenden Familie teilen, die die Aufklärung darüber, dass Ortsnamen auf -arp und -hult typisch für Südschweden sind, vielleicht ohne Begeisterung hört. Aber die GeoGuessr spielenden Menschen im Internet sind gern bereit, sich mit daran zu erfreuen. Und von denen gibt es, wie gesagt, mindestens 60 Millionen. Ignorieren Sie die Auskünfte von Kolumnistinnen, die etwas anderes behaupten.

32

Ganz unten

Eine schöne und zeitlose Tätigkeit ist es, ältere Erfindungen mit neueren zu vergleichen und festzustellen, dass die neueren Erfindungen weniger gut sind als die alten. »Während frühere Medien noch halbwegs handgreiflich waren - wer das Alphabet beherrscht, kann ohne weiteres mit jedem Buch umgehen -, so hat der Abstraktionsgrad neuerer Erfindungen derart zugenommen, dass ihre Anwendung sinnlich nicht mehr zu vermitteln ist.« So beginnt ein Abschnitt in einem Vortrag des Autors Hans Magnus Enzensberger, der im Jahr 2000 als Essay unter dem Titel »Das digitale Evangelium« im *Spiegel* erschienen ist. Das ist ein wenig ahistorisch, weil auch Alphabet und Buch große Abstraktionsleistungen erfordern. Wir bemerken das nur nicht mehr so, weil beides allgegenwärtig ist und wir uns schon als Kleinkinder daran gewöhnt haben. In der Frühzeit der Alphabete und Bücher wird es anders gewesen sein.

Enzensberger führt dann ein konkretes Beispiel für diesen zu hohen Abstraktionsgrad an: »Die Betriebssysteme heutiger Rechner sind für den normalen Benutzer unzugänglich, und selbst dem Service-Techniker fehlen die notwendigen mathematischen Kenntnisse, um zu begreifen, was er tut. Er ist auf eine pragmatische Trickkiste angewiesen und kann bestenfalls das eine oder andere Modul austauschen.« Es ist nicht ganz klar, womit Enzensberger hier vergleicht: Auch 1980 oder 1960 waren die Betriebssysteme von Rechnern für »den normalen Benutzer« nicht besonders zugänglich. »Der Service-Techniker« von ganz früher hatte vielleicht mehr mathematische Kenntnisse (unterstelle ich mal optimistisch), aber die »pragmatische Trickkiste« und das Austauschen von Modulen waren schon immer wichtige Verfahren.

Denn auch in der frühesten Frühzeit der Computer wurden dessen Bestandteile fertig eingekauft. Die auszutauschenden Teile waren weniger komplex, statt »da brauchen Sie eine neue Grafikkarte« hieß es »da brauchen wir eine neue Röhre«. Aber die Elektronenröhre sieht nur aus unserer heutigen Perspektive wie ein ganz einfaches Element aus. Nehmen Sie eine Zeitmaschine und versuchen Sie, im 19. Jahrhundert jemandem zu erklären, dass eine Elektronenröhre ein absolut triviales Ding ist, eine Art hölzerner Bauklotz. Objektiv ist sie es nicht. Es fühlt sich nur in einer bestimmten Phase der Technikgeschichte so an.

Die Kritik am Nicht-mehr-alles-Verstehen gibt es in drei Varianten. Die extremste lautet: Niemand versteht in der Informatik mehr irgendwas bis zur untersten Ebene, auch die Fachleute nicht, wir sind verloren! In Enzensbergers Version weiß nur »der normale Benutzer« und »der Service-Techniker« zu wenig, es gibt aber »Logenbrüder der Technik«, die sich in einer »Geheimsprache« unterhalten und den Durckblick haben. Die dritte Variante ist innerhalb des Fachs beliebt: Die Jugend ist faul/unwissend und kennt nur noch die oberflächlichste Ebene, vielleicht noch die zweitoberste. »Früher haben wir im Studium noch gelernt, wie man mit einem Schraubenzieher einzelne Bits im Computer justiert, aber der Nachwuchs von heute hat davon ja

gar keine Ahnung mehr. Wenn die dann mal vor einem komplizierten Fehler stehen, sind sie hilflos!« Es stimmt, dass Jüngere mehr verstehen würden, wenn sie das gesamte Wissen der Generationen vor ihnen hätten. Aber wenn man sich darüber beschwert, dass sie es nicht haben, tut man so, als sei dieser Wissenserwerb möglich, ohne dass dafür neue Inhalte weggelassen werden müssen. Wenn wir beides haben wollten, müssten wir mehrere hundert Jahre lang leben und eine entsprechend lange Ausbildung machen. Weil das nicht so ist, differenzieren sich die Fachgebiete und die Studiengänge aus, und es können nicht alle alles wissen.

Es brauchen auch gar nicht alle alles zu wissen. Es reicht, wenn sich ein paar Leute mit den unteren Ebenen der Informatik – oder jedes anderen Fachs – auskennen. Wenn dann wirklich einmal der Spezialfall auftritt, bei dem das ältere Wissen gebraucht wird, kann man diese Leute konsultieren. Es ist auch nicht so, dass sie aussterben und das Wissen dann für immer weg ist. Immer wieder wachsen Menschen nach, die sich zum Spaß mit der Frage befassen, wie man eigentlich eine Steinaxt herstellt oder die eine neue Grafikkarte für ein historisches Gerät bauen. Und weil es das Internet gibt, kann man diese Menschen und ihre Erkenntnisse dann, wenn man sie braucht, sogar leichter finden als früher. Insgesamt ist unser Durchblick also größer geworden und nicht kleiner. Auch wenn es sich beim Nachdenken über das Betriebssystem manchmal anders anfühlt.

33

Sparpreis Senioren

»So ein Gschiss mit der Bahn!«, beschwert sich die Mutter im Messenger. »Mußte gestern zur Beratung etwas länger im Reisezentrum stehen, mit dem Ergebnis 25€ Strafe für längeres Halten im Parkverbot. Es war aber auch sonst kein Parkplatz frei! Heute wollte ich noch mal eine Verbindung erfragen, weil meine DB App nicht mehr geht. Wegen Mittagspause geschlossen! Kannst Du mir vielleicht eine Verbindung heraussuchen?«

Durch diese Suche wird das Bahnticket viel billiger, denn den »Sparpreis Senioren« und den »Super Sparpreis Senioren« gibt es nur in der Bahn-App und bei bahn.de. In der Beratung am Bahnhof ist er unerwähnt geblieben. Wahrscheinlich wissen die Bahn-Mitarbeitenden schon, dass sie dann aufgebrachten Menschen über 65 die Frage beantworten müssen, warum man ausgerechnet diese Tickets nicht im Reisezentrum bekommt, während in der Schlange wartende Menschen wissen wollen, was denn da vorn schon wieder so lange dauert, sie stehen im Parkverbot!

Es ist schön, dass wir ihr ein Ticket beschafft haben, sagt die Mutter, nachdem meine Geschwister und ich die Arbeit des Suchens, Buchens und Ausdruckens untereinander aufgeteilt haben. Sie würde es aber vorziehen, ihre Bahntickets wieder selbstständig buchen zu können. Diese Verwendung von »selbstständig« überrascht mich. Für mich bedeutet selbstständiges Buchen, dass ich die Bahn-App verwende und mit niemandem ein Beratungsgespräch führen muss. Notfalls bin ich bereit, ein Ticket am Automaten zu lösen. Wenn ich zum Bahnhof gehen und mir dort von jemand anderem die Verbindung heraussuchen und das Ticket ausdrucken lassen müsste, würde es sich für mich so anfühlen, als sei ich auf fremde Hilfe angewiesen.

Selbstständig ist natürlich weder das eine noch das andere. Man kann ein Bahn-Ticket überhaupt nicht selbstständig buchen. Es sind immer viele andere Menschen daran beteiligt, die beraten, Verbindungen suchen oder die App der Bahn entwickeln.

Es ist auch nicht so, dass eine der beiden Varianten einfacher oder voraussetzungsloser wäre. Die von mir bevorzugte Methode setzt voraus, dass ich Übung mit dem Buchungssystem der Bahn oder zumindest keine Angst davor habe. Das ist nicht trivial, denn oft klemmen in diesem Buchungssystem vorübergehend einzelne Schritte, oder das bevorzugte Zahlungsmittel wird gerade heute nicht akzeptiert. Dann muss ich wissen oder erahnen, dass dieses Problem sich durch Abwarten lösen lässt, oder ich muss mir in der App einen anderen Weg zum Ticket bahnen können. Ich brauche ein Gerät mit Internetzugang und die Zuversicht, dass dieses Gerät auch bei der Fahrscheinkontrolle an sein wird. Vorausschauendes Laden und das Mitnehmen von Ladekabeln und Zusatzakkus muss so selbstverständlich sein wie Atmen. Mir kommt das normal vor, aber ich weiß, dass ich diesen Zustand der Lade-Erleuchtung erst nach einigen Jahren erreicht habe. Die Alternative ist der Besitz eines funktionsfähigen Druckers und die Fähigkeit,

mit ihm umzugehen. Dann kann man das Ticket auch auf Papier vorzeigen.

Für mich ist das alles bis zur Unsichtbarkeit selbstverständlich. Für meine Mutter sind es gut sichtbare Voraussetzungen. Dafür finde ich den von ihr bevorzugten Weg ziemlich voraussetzungsreich. Man muss in der Lage sein, das Haus zu verlassen, und zwar zu den Öffnungszeiten des Reisezentrums. Auf dem Land braucht man außerdem einen Führerschein und ein Auto, um zur Beratung am Bahnhof oder im Reisebüro zu gelangen. Dort muss es, siehe oben, viele Parkplätze geben. Wenn man kein Auto hat, braucht man – jedenfalls im ländlichen Raum – einen halben Tag Zeit, um dasselbe mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu erledigen. Man sollte Deutsch können, gern mit Menschen reden und es nicht persönlich nehmen, wenn diese Menschen gerade einen grantigen Tag haben. Wenn man sich auf diesem Weg ein ausgedrucktes Ticket beschafft hat, muss man in der Lage sein, das relativ unauffällige Ding so aufzubewahren, dass man es am Reisetag wiederfindet und auch wirklich dabei hat.

Ich mag meinen Lösungsweg und finde ihn unkompliziert. Meiner Mutter geht es mit ihrem Weg zum Bahnticket genauso. Eine Welt, in der beide Möglichkeiten parallel existieren können, wäre eine etwas bessere Welt. Aber ich ahne auch, warum man sich bei der Bahn wünscht, dass alle Menschen nur noch die App nutzen, auch und vielleicht sogar ganz besonders die, die das am wenigsten wollen. Vielleicht fehlt für die Zukunft eine neue Dienstleistung, eine Art App-Betätigungs-Büro, zu dem man jederzeit mit dem Auto fahren kann, um dort im Parkverbot zu stehen, während man geschultes Personal Tickets lösen, Auktionsgebote abgeben und das Onlinebanking machen lässt. Ganz allein und selbstständig.

34

Was war das Bloggen?

Ein paar Jahre lang, es muss ungefähr zwischen 2010 und 2015 gewesen sein, wurde ich bei Veranstaltungen als »Bloggerin« vorgestellt. Es war kein Beruf, ich habe dafür nur in seltenen Fällen Geld bekommen. Aber das Bloggen war in diesen Jahren eine erwähnenswerte Tätigkeit, die mich als kompetente Zeitgeisthupe auswies. Ich weiß nicht, ob die, die mich mit dieser Bezeichnung vorstellten, das wirklich so sahen. Vielleicht nahmen sie bloß an, dass das Publikum sich davon beeindrucken lassen würde. Eigentlich bedeutete »Bloggen« ja nur, dass man Sachen ins Internet hineinschrieb.

Die Form dieses Hineinschreibens aber musste erst mal erfunden werden. Bevor es das Bloggen gab, laichte man einen fertigen Text ins Internet hinein und fasste ihn für die nächsten Jahre nicht mehr an. Oder man veröffentlichte eine Seite mit einer Liste von irgendwas, an deren Ende man gelegentlich Ergänzungen anfügte. Man konnte auch eine Webseite mit einer unübersichtlichen Baumstruktur haben und diesem Baum gelegentlich irgendwo einen neuen Seitenzweig oder ein Blatt wachsen lassen.

Erst mit dem Blog wurde um die Jahrtausendwende herum das Konzept populär, Text in Form von regelmäßigen oder unregelmäßigen Beiträgen zu veröffentlichen, die in der Reihenfolge ihres Erscheinens aneinanderhingen wie Kassenbons. Eine richtig neue Erfindung war das natürlich nicht, Zeitungen machen es ähnlich. Mit dem Unterschied, dass man bei Blogs leicht auf vorangegangene Beiträge verlinken kann.

Als ich 2004 beim Kollektivblog »Riesenmaschine« mit dem Bloggen anfing, war es überhaupt nicht mehr neu. In meiner Ecke des Internets bloggten seit Jahren alle. Wir von der Riesenmaschine waren auf den schnellen Ruhm schielende Nachahmer und fühlten uns auch so. Wenn wir von einem unwissenden Medium als »Pioniere« bezeichnet wurden, lachten wir.

Nur vier Jahre später, 2008, erschien im *Wired*-Magazin der erste Beitrag über das Ende des Bloggens: »Twitter, Flickr, Facebook Make Blogs Look So 2004« war die Überschrift. Wer darüber nachdenke, ein eigenes Blog (damals hieß es noch »das Blog«) zu starten, solle es bleiben lassen, riet der Autor. Und wer schon eines habe, solle es beerdigen. Die ehemals schöne Privatbeschäftigung werde jetzt nur noch von bezahlten, mittelmäßigen Profis ausgeübt, aus Blogs seien kommerzielle Onlinemagazine geworden. Die Riesenmaschine stellte 2009 ihren Betrieb weitgehend ein. Am *Wired*-Artikel lag das nicht. Wir waren nur vorerst leergeschrieben.

Als ich nach ein paar kurzlebigen anderen Blogprojekten 2014 noch einmal damit begann, diesmal beim Techniktagebuch auf der Blogplattform Tumblr, waren das Bloggen an sich und die Plattform Tumblr egal bis uncool geworden. Statt Aufmerksamkeit erntete man jetzt fragende Blicke. Bei Veranstaltungen wurde ich mit anderen Berufsbezeichnungen vorgestellt. Eine Weile war noch manchmal »Mikrobloggerin« (also Twitternutzerin) dabei, dann verschwand auch

dieser Begriff.

Gleichzeitig ist das Bloggen überhaupt nicht tot, sondern ein Riesenerfolg. Wesentliche Teile des Internets laufen auf der Blogplattform Wordpress, sehr viele Menschen verdienen Geld mit Blogs. Die vagen Formulierungen sind Absicht. Ich könnte hier schöne Millionenmilliarden-Zahlen zitieren, aber es machen nun mal Millionenmilliarden Menschen irgendwas im Internet. Außerdem sind die Erhebungsmethoden fragwürdig. Schöne große Zahlen sind Dekorationsmaterial, und mal ehrlich, Sie vergessen die doch sowieso sofort wieder.

Wir lesen Blogs nicht mehr so wie vor 15 Jahren, »ich rufe diese Seite in meinem Browser auf« oder »ich abonniere diesen Blog«. (»Abonnieren« bestand darin, dass man den Blog in den eigenen Feedreader aufnahm, aber Feedreader sind so erklärungsbedürftig geworden wie Wählscheibentelefone.) Ein Großteil von dem, was wir in unsere Social-Media-Timelines gespült bekommen, sind technisch gesehen in Blogs erschienene Beiträge. Aber wenn wir anderen davon erzählen, sagen wir nicht »stand im Nachtleuchtende-Grottenolme-Blog«, sondern wahrscheinlich nur »hab ich irgendwo gelesen, find ich jetzt nicht wieder«. Das Kassenbon-Textformat hat sich so flächendeckend durchgesetzt, dass es unsichtbar geworden ist.

Blogs und das Bloggen sind als Medienthema nicht mehr wichtig und als Worte weitgehend ausgestorben. Man darf das aber nicht mit der Frage verwechseln, ob sie im Alltag eine Rolle spielen. Zu kritisieren, dass jetzt nur noch gegen Geld gebloggt werde, ist schäbig gegenüber allen, die arbeiten müssen. Es ist auch schäbig gegenüber denen, die weiterhin unbezahlt bloggen, und das sind in absoluten Zahlen ziemlich sicher mehr als vor 20 Jahren. Wer darüber nachdenkt, mit dem Bloggen, Verzeihung, ich meine mit dem Hineinschreiben ins Internet anzufangen, sollte sich nicht durch die *Wired*-Ratschläge davon abhalten lassen. Sie waren 2008 schon falsch und sind 2023 nicht richtiger geworden.

35

Die Wikipedia-Lücke

Diese Kolumne handelt oft von Dingen, die vorbei sind. Nicht so vorbei wie Taschenrechner als Werbegeschenk oder der lästige Trend des frühen 19. Jahrhunderts »Alle gucken ständig in ihr Kaleidoskop«. Eher so gerade eben vorbei. Und das ist unpraktisch, denn ich kann die Details der Entwicklung, über die ich gern schreiben würde, dann nicht einfach in der Wikipedia nachlesen. Ein Beispiel, um das es hier vor einem Jahr ging, ist das Freistil-Schach, bei dem Menschen gemeinsam mit Schachsoftware nach dem besten Zug suchen. Also, suchten, denn diese Schachvariante ist schon seit etwa zehn Jahren kein Thema mehr. Aber es ist gar nicht so leicht, über dieses Verschwinden etwas herauszufinden. Das liegt nicht am Schach. Es ist ein grundsätzliches Problem.

Wenn etwas neu ist, sagen wir das innovative Produkt Blinky-Blonky, haben viele Menschen Interesse daran, es zu dokumentieren. Sie legen einen Wikipediaeintrag an oder mehrere. Sie schreiben Zeitungsartikel. Diejenigen, die Blinky-Blonky entwickelt haben oder es betreiben, geben Pressemitteilungen heraus und aktualisieren den Wikipediaeintrag mit den schönen steigenden Zahlen: Dieses Jahr nutzen schon 27 Prozent mehr Menschen Blinky-Blonky als im Vorjahr! Blinky-Blonky hat bei den Londoner Hype-Tagen den Goldenen Pfau gewonnen!

Nach ein paar Monaten oder Jahren wird es stiller um das Produkt. Aber es ist für viel weniger Menschen attraktiv, die nachlassende Begeisterung zu dokumentieren. Die einzigen, die dazu jetzt noch Motivation verspüren, sind die, die das dreivierteltote Angebot betreiben oder die Domain besitzen und ein Interesse daran haben, es lebendig, erfolgreich und wertvoll wirken zu lassen. Im Journalismus lässt sich aus dem allmählichen Niedergang nur bei sehr großen Unternehmen oder Produkten eine interessante Geschichte machen. Außerdem bräuchte man für so eine Geschichte Zahlen. Pressemitteilungen zum Thema »Nutzungszahlen im Vergleich zum Vorjahr um 38 Prozent zurückgegangen« geben Unternehmen aber weniger gern und oft heraus als solche, die vom Aufstieg handeln.

Der Wikipediaeintrag »Blinky-Blonky« wird also wahrscheinlich noch lange unverändert auf dem Stand der erfolgreichen Zeiten verharren. Wenige haben ein Interesse daran, ihn zu aktualisieren, und die, die es gern tun würden, suchen vergeblich nach konkreten Quellen für den Niedergang. Außerdem ist es grundsätzlich schwerer, das Nicht- oder in diesem Fall Nicht-mehr-Existieren einer Sache mit einer Quelle zu belegen. »Wie Sie sehen, sehen Sie nichts« macht sich in einer Fußnote einfach nicht so gut.

In den ersten Jahren der Wikipedia war das kein Problem. Alle Artikel waren neu und aktuell. Mittlerweile sind viele Einträge in dieser Lücke angekommen. Das Beschriebene existiert vielleicht gar nicht mehr oder hat stark an Bedeutung verloren, dem Eintrag sieht man das aber nicht an. Jedenfalls nicht auf den ersten Blick. Gebäude oder andere Gegenstände, um die sich seit

Jahren niemand kümmert, tun einem wenigstens den Gefallen, auf den ersten Blick schlecht gewartet auszusehen. Bei Texten ist das nicht so und man muss genauer hingucken.

Dass ein Thema in der Wikipedia-Lücke angekommen ist, erkennt man eigentlich nur an dem, was nicht da ist. Es gibt keine positiven Anzeichen, so wie beim schlecht gewarteten Gebäude die zerbrochenen Fenster, der Schimmel an der Fassade oder die kleinen Bäume in der Dachrinne. Wenn der Eintrag »Blinky-Blonky« nur Angaben über die schönen Erfolge der Jahre 2012 bis 2015 enthält, kann man davon ausgehen, dass seit 2016 die Nutzung nachlässt, der Umsatz schrumpft und das Entwicklungsteam in andere Abteilungen versetzt worden ist (bis auf die eine Person, die unter kritische Kommentare schreibt: »Wir nehmen deine Kritik sehr ernst.«) Wenn es anders wäre, würde es ziemlich sicher da stehen.

Das Ende der Wikipedia-Lücke kommt von allein, durch Abwarten. Nach etwa 20 bis 100 Jahren kehrt sich die Beweislage um: Alles, was so alt ist, gilt bis zum Beleg des Gegenteils als ausgestorben. Jetzt kann ein Forschungsteam kommen, sich mit »Blinky-Blonky: Aufstieg und Niedergang eines Paradigmas« befassen, und mit der Arbeit am Wikipediaeintrag geht es wieder voran. Falls das Thema wichtig genug war.

36

Aufgewacht

In den ersten Jahren meiner Internetnutzung war eine wesentliche und lebensverändernde Erkenntnis für mich: Da draußen gibt es andere Menschen, die mir ähnlich sind, und zwar sehr viele. Ich komme vom Dorf, für mich war das neu.

Mit dem Entstehen der sozialen Netzwerke merkte ich im nächsten Schritt, wie viele überraschende Meinungen selbst diese mir ähnlichen Menschen haben. Sie äußern sie, wenn sie nicht mehr für eine bestimmte Zielgruppe, zum Beispiel mich, schreiben, sondern für eine unspezifische Öffentlichkeit.

In einem Text aus dem Jahr 2013 habe ich in diesem Zusammenhang den Medientheoretiker Joshua Meyrowitz zitiert. Meyrowitz beschrieb 1985 in seinem Buch »No Sense of Place«, wie die sozialen Umwälzungen in den USA der 1960er Jahre darauf zurückgehen, dass Radio und Fernsehen einen Einblick in andere Lebenswelten eröffneten, den es vorher nicht gegeben hatte[15]. Damals schrieb ich: »Die sozialen Netzwerke erfüllen dieselbe geheimnisenthüllende Funktion, aber ihre Fernsehsendung handelt nicht mehr von anderen Gruppen und Schichten, sondern vom Leben der eigenen Freunde.«

Das war 2013. Heute kommt mir die Formulierung überraschend vor. Habe ich damals bei Facebook und Twitter wirklich noch wenig über das Leben ganz anderer Menschen erfahren? Offenbar war es so, aber das änderte sich kurze Zeit später. Ich weiß nicht, ob diese Verzögerung daher kam, dass ich ein paar Jahre brauchte, um nicht mehr nur Menschen zu folgen, die mir ähnlich waren, oder ob die Unähnlichen ein paar Jahre brauchten, um den Weg in die sozialen Netzwerke zu finden. Vielleicht waren sie auch vorher schon dort und schrieben nur seltener über Themen wie Armut oder Rassismus.

Jedenfalls begann um 2015 herum eine Zeit, in der ich viel darüber erfuhr, vor welchen Problemen andere Menschen eigentlich stehen, und wie oft ich Teil dieser Probleme war und bin, anstatt Teil ihrer Lösung zu sein oder es wenigstens nicht schlimmer zu machen. Zwei technische Rahmenbedingungen waren die Voraussetzung dafür. Zum einen musste ein System existieren, in dem viele Menschen selbst beschließen können, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Sie müssen nicht erst vom Fernsehen entdeckt oder im Radio interviewt werden. Dieses System ist so alt wie das Internet, aber erst seit dem Entstehen der sozialen Netzwerke plus ein paar Jahre Wartezeit fanden sich viele Menschen in einer Situation, in der sie mit niedrigen Einstiegshürden an die Öffentlichkeit treten konnten: In einem sozialen Netzwerk kann man klein anfangen, kurze Beiträge schreiben, sich erst mal nur an einen überschaubaren Kreis wenden, der sich nicht so öffentlich anfühlt.

Zum anderen musste für mich eine Lesesituation entstehen, in der ich meine Informationsquellen nicht mehr vollständig selbst bestimme. Das ist als Konzept nicht neu. Wenn

man eine Zeitung liest und dabei alle Artikel wenigstens überfliegt, passiert dasselbe. Das habe ich aber nie getan, sondern meistens direkt zu den Berichten über besonders große Kaninchen vorgeblättert. Und im Internet habe ich bis zum Entstehen der sozialen Netzwerke aktiv bestimmte Seiten aufgesucht und dort nur die Informationen vorgefunden, die ich gerne sehen wollte. Ich habe die Möglichkeit, unangenehmen Informationen aus dem Weg zu gehen, weil sie mich persönlich nicht betreffen, und ich habe sie genutzt.

Der Neurologe Oliver Sacks hat einen Bericht über den britischen Musiker Clive Wearing geschrieben, dessen Gedächtnis nach einer Virusenzephalitis nur noch wenige Sekunden zurückreicht. Sacks zitiert aus Wearings Tagebuch, in dem jahrelang alle Einträge vom Aufwachen handeln: »14:10: Diesmal wirklich wach … 14:14: diesmal endlich wach … 14:35: diesmal vollständig wach.« Texte darüber, dass wir jetzt, in dieser Gegenwart, aber wirklich endlich etwas über das Leben unserer Mitmenschen wissen können, haben etwas von Wearings Tagebucheinträgen. Der Fortschritt ist nicht nur eine Illusion. Wir können wirklich leichter als vor 50 Jahren etwas darüber herausfinden, wie viele Denkweisen, Lebensweisen und Bedürfnisse existieren. Gleichzeitig ist die Überzeugung, genau *jetzt* habe sich an der Lage etwas geändert, das Ergebnis kollektiver Vergesslichkeit und Unwissenheit. In ein paar Jahren wird wieder jemand darüber schreiben, dass es immer so schwer war, etwas über das Leben der anderen zu erfahren. Erst seit sich die Informationstechnologie X+1 so ausgebreitet hat, passiert es fast von allein. Jetzt endlich. Diesmal wirklich.

---

15 Den Hinweis auf Meyrowitz' Buch hatte ich aus einem Text der Medienwissenschaftlerin danah boyd. 2013 habe ich das verschwiegen und implizit so getan, als sei ich selbst auf diese Spur geraten. Es tut mir leid. Gelesen habe ich das Buch bis heute nicht, aber dank der Open Library habe ich es schon etwas gelesener als vor zehn Jahren.

37

Maschinelle Lethargie

Im August ist in der Zeitschrift »Merkur« ein Text von Paola Lopez erschienen, »ChatGPT und der Unterschied zwischen Form und Inhalt«. Sie können ihn gratis auf der Webseite der Zeitschrift lesen, eine Suche nach dem Titel bringt Sie hin[16]. Dort werden Sie verständlich erklärt sehen, was ChatGPT kann, was nicht, und warum. Alles daran ist gut bis auf eine Stelle, und um die wird es hier gehen, weil ich ein kleinlicher Mensch bin und sie außerdem auf eine interessante, produktive Art falsch finde. Lopez schreibt: „KI hat immer einen gewissen epistemischen Konservatismus, ist lethargisch gegenüber Neuem und verhält sich in diesem Sinn ganz konträr zu den Bedeutungen, die KI zugeschrieben werden.» (Ja, der »Merkur« ist so eine Zeitschrift, in der Dinge »epistemisch« sind, aber lassen Sie sich dadurch nicht abschrecken. Es ist eine wichtige Fähigkeit, beim Lesen nicht wegen einzelner Wörter gleich alles hinzuwerfen, und wenn Sie in anderen Texten schon mal »eine Prise Muskatblüte« oder »Schleifpapier 7000er Körnung« mutig ignoriert haben, dann wissen Sie bereits, wie es geht.)

»KI«, also »Künstliche Intelligenz«, ist kein sinnvoller Begriff, darum ging es in dieser Kolumne immer wieder mal. In den vergangenen 70 Jahren sind komplett unterschiedliche Dinge »KI« genannt worden, darunter Schrifterkennung, Tic-Tac-Toe-spielende Computer, Finanzbuchhaltungssoftware und die Chips in Bankkarten. Im Moment werden damit meistens große Sprachmodelle bezeichnet, und da vor allem die mit GPT im Namen, weil man sie seit Ende 2022 in Form von ChatGPT kostenlos verwenden kann. Es gibt noch mehr, aber mit denen haben wir Nichtfachleute nicht so sichtbar zu tun.

Wenn man über große Sprachmodelle sagt, sie seien »lethargisch gegenüber Neuem«, dann ist damit Folgendes gemeint[17]: Damit ChatGPT Text produzieren kann, der sich so liest, als sei er von Menschen geschrieben, muss vorher eine riesige Menge Text analysiert worden sein, der wirklich von Menschen stammt. Das wird mit Grafikkarten gemacht, weil die momentan am leistungsfähigsten sind, und von diesen Grafikkarten braucht man so viele, dass allein die Hardware Millionen kostet. Noch teurer ist der Strom, der für das monatelange Training gebraucht wird, also das Kondensieren der riesigen Textmenge in ein Sprachmodell. Diese Sprachmodelle sind in den vergangenen acht Jahren sehr schnell besser und größer geworden. OpenAI, das Unternehmen, das ChatGPT betreibt, gibt an, dass sich der Rechenaufwand für das Training alle paar Monate verdoppelt. Schon GPT-3 hat einen dreistelligen Millionenbetrag verschlungen, und wir sind mittlerweile zwei Versionen weiter. Es gibt Schätzungen, dass das Training in naher Zukunft mehr als eine Milliarde Dollar kosten wird. Das macht man nicht öfter als unbedingt nötig. Deshalb beruhen große Sprachmodelle nicht auf allen Daten im Internet oder allen Nachrichten bis gestern, sondern bleiben auf dem Stand ihrer Trainingsdaten.

In vielen Fällen stört das nicht: Wenn ich ChatGPT eine höfliche Entschuldigungsmail

schreiben lasse, dann muss das Modell nicht präzise den Sprachgebrauch im September 2023 reproduzieren. Der Stil höflicher Entschuldigungsmails verändert sich nicht so schnell, und bis er es getan hat, wird es eine neue GPT-Version geben oder zehn. Aber wenn ich ChatGPT eine Zusammenfassung der Lage in der Ukraine schreiben lasse, endet die Geschichte im September 2021. »Die Situation«, sagt ChatGPT, »kann sich seitdem weiterentwickelt haben«.

Der Konservatismus ist also ein Kostenproblem. Er ist aber kein prinzipielles, technisch unausweichliches Problem aller Systeme, die irgendwann einmal als »KI« bezeichnet worden sind. Das Tic-Tac-Toe-Spiel war nicht in diesem Sinn konservativ, die Buchhaltungssoftware auch nicht, und bei den Musik-, Film- oder Buchempfehlungssystemen der vergangenen 20 Jahre, denen der Vorwurf ebenfalls gemacht wurde, stimmte es bei manchen, bei manchen nicht, und bei wieder anderen kam es auf die individuellen Einstellungen an.

Konservatismus ist auch keine prinzipielle Eigenschaft von dem, was heute gerade als KI bezeichnet wird. Wie verlässlich solche Machine-Learning-Systeme ihre Aufgabe bei länger zurückliegendem Training noch erfüllen, hängt von der Art der Daten und den technischen Details der Modelle ab. Es ist wahrscheinlich nicht einmal eine grundsätzliche Eigenschaft der großen Sprachmodelle, denn es wäre nicht das erste Mal in der Geschichte der Informatik, dass etwas irrwitzig Teures, das sich nur wenige Unternehmen leisten können, ein paar Jahre oder Jahrzehnte später so billig ist, dass es in jede elektrische Zahnbürste eingebaut wird. Mit dieser Zahnbürstenzukunft gibt es eine vollkommen ausreichende Menge von Problemen. Wir brauchen den epistemischen Konservatismus gar nicht.

---

16 Oder dieser Link: www.merkur-zeitschrift.de/artikel/chatgpt-und-der-unterschied-zwischen-form-und-inhalt-a-mr-77-8-15/

17 Das stimmt nicht, gemeint war etwas anderes. Es geht bei dieser Kritik am Maschinellen Lernen nicht darum, dass die Trainingsdaten veraltet sind, sondern darum, dass die großen Sprachmodelle bevorzugt das produzieren, was im Mainstream liegt. Man kann zwar das einstellen, aber wenn man die Einstellung »weniger Mainstream« wählt, kommt eben auch »mehr sinnloses, ungrammatisches Zeug« heraus. Das bedeutet, dass das System aus dem, was in der Vergangenheit wahr war, die Zukunft herstellt. Maschinelles Lernen kann Diskriminierungsmuster gut erkennen, aber wenn man so ein System dann auf dieser Basis Entscheidungen treffen lässt, dann reproduziert es eben die alten Diskriminierungen. (Für diese Erklärung danke ich Lukas Daniel Klausner.) Ich wusste das zwar, war aber nicht auf die Idee gekommen, dass es als Grund für die »Lethargie gegenüber Neuem« gemeint sein könnte. Mein Deutungsversuch in dieser Kolumne und den beiden folgenden kommt daher, dass ich herauszufinden versucht habe, welche Lethargie *spezifisch für die neuen Verfahren*, also die großen Sprachmodelle sein könnte. Denn das mit der Diskriminierung aufgrund von Mustern aus der Vergangenheit war auch schon bei den früheren Verfahren so. Ein Beispiel dafür, die Schufa, wird in der nächsten Kolumne erwähnt. Und wenn man nach einer Erklärung für die Kritik sucht, die sich auf die neuen Verfahren bezieht, liegt die im Folgenden beschriebene Idee mit den veralteten Trainingsdaten nahe. Der Inhalt dieser Kolumne ist nicht falsch, aber er taugt nicht als Gegenargument zu dem, was Paola Lopez schreibt.

38

Mein Sprachmodell

Vergangene Woche ging es hier um das teure Training von großen Sprachmodellen. Wenn irgendwo von »Künstlicher Intelligenz« die Rede ist, sind im Moment meistens große Sprachmodelle gemeint, weil da die Fortschritte in den vergangenen Jahren am eindrucksvollsten waren. Große Sprachmodelle stecken zum Beispiel in automatischer Übersetzung und in allem, was »GPT« im Namen trägt.

Dieses Problem des teuren Trainings gibt es in ganz ähnlicher Form auch bei Menschen: Wenn ich einen Text schreibe oder übersetze, dann benutze ich dafür das Modell der deutschen Sprache in meinem Kopf. Ich erweitere dieses Modell ständig, aber ein Großteil des Trainings ist in den 1970er und 1980er Jahren passiert. Meine Daten sind also mittlerweile ein bisschen veraltet. Die Teile meines Sprachmodells, die ich anhand von geschriebenen Texten trainiert habe, sind noch veralteter, denn diese Texte waren alle von Menschen verfasst, die älter als ich und zum Teil schon tot waren. Die Teile des Sprachmodells, die ich an gesprochenen Texten ausgebildet habe, leiden unter einem anderen Problem: Das Training hat sich in Bayern abgespielt, Teile des deutschen Sprachgebrauchs kamen also überhaupt nicht vor. Bis heute muss ich überlegen, ob es »der Tunnel« mit Betonung auf der ersten Silbe heißt, »das Tunell« mit Betonung auf der zweiten oder eine Mischung aus beidem, und ich habe gerade erst gelernt, dass es Gegenden in Deutschland gibt, in denen man im Alltag »dennoch« sagt. Ich weiß also aus eigener Anschauung, dass Sprachmodelle aufwändig zu trainieren sind, dass sich die Probleme des Ausgangsmaterials im Ergebnis wiederfinden und dass dieses Ergebnis bald veraltet.

Die Kolumne von vergangener Woche handelte von der Frage, ob »Künstliche Intelligenz« wegen des hohen Trainingsaufwands immer hinter der Realität herhinken wird, also grundsätzlich konservativ ist. Der Gewerkschaftszusammenschluss »IndustriALL Europe« hat 2019 ein Memorandum „Artificial Intelligence: Humans must stay in command» (»Künstliche Intelligenz: Kontrolle muss beim Menschen bleiben«) veröffentlicht, in dem es heißt: »KI basiert auf der allgemeinen Idee, dass Entscheidungen über die Zukunft auf der Basis von Erfahrungen aus der Vergangenheit getroffen werden (…) also auf der impliziten Annahme, dass die Zukunft genau wie die Vergangenheit sein wird. Das ist die Definition von Konservatismus.«

Zu viele ältere Verfahren bleiben hier unbeschimpft. Zum Beispiel die Schufa, eine Einrichtung, deren Auskünfte zur Kreditwürdigkeit schon seit hundert Jahren konkrete Auswirkungen auf das Leben aller Menschen in Deutschland hat. Das Schufa-System verlässt sich ausschließlich auf Daten aus der Vergangenheit. Auf welche auch sonst? Alle Daten stammen aus der Vergangenheit. Es gibt keine anderen.

Entscheidend für die Kritik kann nicht sein, dass Daten in der Vergangenheit erhoben wurden. Es kommt darauf an, wie weit diese Vergangenheit zurückliegt, wenn das System eine Aussage

über die Gegenwart oder die Zukunft trifft. Auch ein schäbiges System wie die Schufa löscht ältere Einträge nach einer bestimmten Zeit. Es kommt darauf an, ob das System für immer auf dem Stand des ursprünglichen Trainings bleibt oder ob neue Daten einfließen, und es kommt darauf an, ob diese neueren Daten stärker gewichtet werden als ältere. Das alles sind Entscheidungen, die Menschen beim Bau der Software so oder anders treffen können.

Bei meinem eigenen Sprachgebrauch kann ich mich für die Haltung entscheiden »Wir haben in der Grundschule gelernt ›Grüß Gott Frau Lehrer!‹ zu sagen, und das wird für immer richtig bleiben«. Oder ich kann mich entscheiden, Lehrerinnen nicht mehr Lehrer zu nennen. Wenn ich letzteres tue, gewichte ich neuere Daten stärker als alte. Diese Modifikation meines Sprachmodells gelingt mir nicht immer, weil ich oft gar nicht merke, dass sich etwas geändert hat. Für Computersysteme ist das leichter als für mich, weil sie Informationen darüber haben, welche Daten neuer sind und welche älter – jedenfalls, wenn die Menschen, die das System entwerfen, dafür sorgen.

Es ist absolut angebracht, diese Menschen für ihre Entscheidungen zu kritisieren, wenn sie Systeme bauen, die anhand schlechter Daten trainiert werden und auf diesem Stand für immer verharren. Oder solche, die zwar neuere Daten erhalten, sie aber nicht als relevanter als die alten Daten behandeln. Die zuständigen Menschen sind dann vielleicht konservativ. Vielleicht sind sie aber auch nur eingeklemmt zwischen den gängigen Limitierungen (zu wenig Zeit, zu wenig Geld, Management durch Flaschendrehen). Oder sie haben Zeit, Geld und gutes Management und denken nur zu wenig nach bei der Arbeit. Vor allem am letzten Punkt kann man produktive Kritik üben. Aber sobald wir sagen, ein vages Ding namens »Künstliche Intelligenz« sei grundsätzlich, unausweichlich konservativ, gerät genau das aus dem Blickfeld.

39

Das Wetter von gestern

Die Kolumnen der vergangenen zwei Wochen handelten von der Frage, ob »KI«-Systeme grundsätzlich konservativ sind. Das Training solcher Systeme ist langwierig und teuer, und das bedeutet, dass sie der Realität immer einige Monate bis Jahre hinterherhinken. Die erste Kolumne endete damit, dass dieser Abstand zwischen Modell und Realität kein Naturgesetz ist, weil das, was in der Informatik heute langwierig und teuer ist, morgen schnell und billig werden kann. Naja, übermorgen. In ein paar Jahren jedenfalls.

In der zweiten Kolumne ging es darum, dass Daten immer aus der Vergangenheit stammen. Man kann aber neuere Daten in die Modelle einfließen lassen, und es sind Menschen, die darüber entscheiden, ob das geschieht oder nicht. Das geht leichter, wenn der erste Schritt schon passiert ist, also die Technik schneller und billiger geworden ist. Die Google-Suche brauchte in den Anfangsjahren Monate, um einen Teil des Internets zu erfassen und dann noch einmal Wochen, bis diese neuen Inhalte in den Suchergebnissen sichtbar wurden. Alle Suchergebnisse waren also von Anfang an veraltet und man hätte Google denselben Konservatismus-Vorwurf machen können. In den Nullerjahren ging es dann schon etwas schneller. Heute kann ich etwas ins Internet schreiben und sehe Sekunden bis Minuten später meinen eigenen Beitrag in den Suchergebnissen auftauchen. Es gibt viel Kritisierenswertes an Google, aber ein zu großer zeitlicher Abstand zwischen Suchindex und Gegenwart gehört nicht dazu.

Die Eltern der Google-Gründer waren noch nicht geboren, als sich eine ähnliche Entwicklung auf einem ganz anderen Gebiet abspielte: bei der Wettervorhersage. Der britische Mathematiker Lewis Fry Richardson berechnete während des ersten Weltkriegs mit dem Rechenschieber die Wettervorhersage für einen einzigen Ort. Er brauchte über sechs Wochen, das Wetter wäre also im Moment der Vorhersage auch dann längst vorbei gewesen, wenn Richardson nicht sowieso mit den Daten eines bekannten Tages aus der Vergangenheit gearbeitet hätte. In seinem 1920 erschienenen Buch schätzte Richardson, dass man 64.000 »individual computers« brauchen würde, um das weltweite Wetter vorherzusagen (er hatte sich verrechnet, über 200.000 wären nötig gewesen). Mit »computers« waren rechnende Menschen gemeint. »Eines fernen Tages wird es vielleicht möglich sein«, schrieb er, »die Ergebnisse der Berechnungen vorliegen zu haben, bevor das Wetter da ist, und zu einem Preis, der unter dem liegt, was die Menschheit durch die so gewonnenen Informationen einsparen wird. Aber das ist ein Traum.«

Dreißig Jahre später war sein Traum noch nicht wahr geworden: Der Computer ENIAC brauchte 1950 fast 24 Stunden für das Berechnen des Wetters der nächsten 24 Stunden. Die Vorhersage lag also erst in dem Moment vor, in dem das Wetter auch da war. Wettervorhersage ist nichts, was uns heute zum Begriff »Künstliche Intelligenz« einfällt. Sie wird aber vor allem ab den 1960er Jahren in vielen Texten als Beispiel dafür genannt.

Die Struktur des Problems war dieselbe wie heute bei den großen Sprachmodellen: Die Berechnungen waren aufwändig und ihr zeitlicher Abstand zur Realität deshalb zu groß. Und sowohl die Hardware als auch der Rechenvorgang waren teuer, das heißt, nur mit sehr viel Geld konnte man überhaupt auf diesem Feld mitspielen.

Seit den Anfangsjahren der Wettervorhersage ist der Zeitraum, für den eine halbwegs verlässliche Vorhersage möglich ist, konstant um etwa einen Tag pro Jahrzehnt gewachsen. Wettervorhersage ist immer noch teuer und aufwändig, wir bekommen nur immer größere Präzision und längere Vorhersagezeiträume fürs Geld.

Die frühen Wettermodelle wurden nicht durch maschinelles Lernen erzeugt, so wie die Sprachmodelle heute, auf die sich die Konservatismus-Kritik bezieht. Es war handgebaute, aus festen Regeln bestehende Software. Man kann daran sehen, dass zumindest einige der Kritikpunkte genauso auf ältere Systeme zutreffen, die ohne das auskommen, was gerade gemeint ist, wenn wir »KI« sagen. Die Systeme von vor siebzig Jahren waren auch schon langsam, aufwändig, stromfressend und nur was für reiche Institutionen in reichen Ländern. Daran sind nicht die Verfahren des maschinellen Lernens schuld.

Das heißt nicht, dass die Systeme, über die wir aktuell diskutieren, unproblematisch sind, nur weil es in der Geschichte der Wettervorhersage Parallelen zur Gegenwart gibt. In anderen Aspekten sind Wettermodelle nicht wie Sprachmodelle. Wettervorhersage erbringt eine Leistung, die vorher überhaupt nicht von Menschen erbracht wurde. Außer Laubfröschen wurde dadurch kaum jemand arbeitslos, im Gegenteil. Bei den großen Sprachmodellen ist das anders. Ich will nur darauf hinaus, dass das Argument »Weil es teuer ist, ist es langsam, weil es langsam ist, ist es konservativ, und das alles sind grundsätzliche Eigenschaften von KI« schlecht funktioniert. Und jetzt höre ich wirklich auf mit dem Thema.

40

Die App ist schuld

Ungefähr 2021 muss es angefangen haben. Seitdem wird alle paar Wochen vor den Gefahren der Wander-Apps gewarnt. Der Deutschlandfunk hat gerade wieder darüber berichtet: »Wanderapps: Gefahr durch falsche Routen« im August, gefolgt von »Wander-Apps nicht immer verlässlich« im September.

Eine Kritikpunkt aus den Deutschlandfunk-Berichten: »In den Apps sind teilweise Wege verzeichnet, die so nicht existieren. Wenn Wege wegfallen oder nicht mehr passierbar sind, kann es sein, dass das nicht oder nicht direkt verzeichnet wird.« Das ist aber bei Papierkarten gar nicht anders, sogar noch ungünstiger. Die meisten Wander-Apps beruhen auf der OpenStreetMap-Karte, weil sie kostenlos nutzbar ist. Diese Karte kann ich sofort ändern, wenn ich feststelle, dass ein Weg nicht mehr existiert[18]. Innerhalb der nächsten Stunden bis Wochen erreicht die aktualisierte Version alle, die die OSM-App und die darauf basierenden Wander-Apps verwenden. Bei Papierkarten dauert es länger, bis eine neue Version hergestellt wird und in den Handel kommt. Außerdem müssten dann alle erst mal die neue Karte kaufen, anstatt die drei Jahre alte Version zu verwenden, die sie schon besitzen.

In einem Artikel aus der »New York Times« steht eine Variante dieses Vorwurfs: »Viele Informationen aus dem Internet beruhen auf Crowdsourcing« (das gerade erwähnte »Alle können mitmachen«), »deshalb enthalten die Karten nicht unbedingt Input von den Menschen oder Organisationen, die für Parks und Wanderwege verantwortlich sind.« Aber gerade beim Crowdsourcing wäre es ja eigentlich besonders einfach für die Zuständigen, ihre Informationen einfließen zu lassen.

Ein Aspekt, der selten erwähnt wird: In einer wandernden Gruppe haben normalerweise alle ein Handy und damit Zugriff auf Standortdaten, Kartenmaterial und vielleicht sogar unterschiedliche Wander-Apps. Das war in den Zeiten der Papierkarten nicht so. In Berichten aus der Bergrettung geht es noch in den Nullerjahren oft darum, dass jemand den Anschluss an die Gruppe verliert und selbst keine Karte dabei hat. Das kann jetzt nicht mehr so leicht passieren. Für Frauen ist diese Veränderung noch günstiger als für Männer, denn wenn in einer gemischten Gruppe nur eine Karte existierte, dann war sie – zumindest in meiner Wandererfahrung aus Papierkartenzeiten – niemals in der Hand einer Frau. Seit die Karte auf dem Handy ist, kann ich jederzeit selbst nachsehen, wo wir sind. Ich muss nicht erst darum bitten, auch mal auf die Karte gucken zu dürfen.

Dass vor Wander-Apps gewarnt wird, und dann vielleicht nicht pauschal vor allen, sondern nur vor ganz bestimmten, ist schon ein Fortschritt. Vor ein paar Jahren ging es noch öfter darum, dass es gefährlich ist, sich beim Wandern aufs Handy zu verlassen, weil der Akku im falschen Moment leer sein könnte. Das ist inzwischen kein Thema mehr, das Mitnehmen von Powerbanks

ist normal geworden. Viele Wanderkarten-Apps haben außerdem einen Offlinemodus bekommen, so dass die Wegweisung auch da funktioniert, wo es keinen Empfang gibt.

Vor dem Smartphone war es das separate GPS-Gerät, von dem Gefahr ausging. Auch hier wieder: weil sich die Wandernden zu sehr darauf verlassen, und weil die Batterien leer sein können. Davor waren es Wegweiser und Markierungen, die angeblich Menschen ohne Ahnung in die Berge locken, ihnen falsche Sicherheit vorspiegeln und sie in Gefahr bringen. In Schottland ist diese Diskussion anders als in Deutschland bis heute lebendig, das geht bis zur Entfernung von Wegmarkierungen und Schutzhütten.

Darin steckt immer die Frage, ob überhaupt alle in der Natur herumwandern dürfen. Jede Einrichtung, vom Wegweiser bis zur App, die die Wegfindung im Gelände erleichtert, ruft die Kritik hervor: Da können ja jetzt auch Menschen wandern, die das bisher nicht getan haben! Bestimmt machen sie dabei alles falsch und verursachen Probleme! So geht das seit der Entstehung der Wanderbewegung, also ungefähr 200 Jahre. Es stimmt schon, dass besser nicht alle gleichzeitig denselben Aussichtspunkt zertrampeln. Aber das darf man – im eigenen Kopf und in der Medienberichterstattung – nicht vermischen mit einer Einteilung der Welt in Menschen, die in der Natur herumlaufen dürfen, und Menschen, die dafür unqualifiziert sind und zu Hause bleiben sollten.

Der Hauptgrund für Berichte über gefährliche Apps ist ein anderer, nämlich Stichprobenverzerrung. Es lässt sich leicht zählen, wie oft jemand gerettet werden muss und als Ursache »meine App hat gesagt« angibt. Wenn wegen der App nichts passiert, fällt das meistens nicht einmal den Wandernden selbst auf. Deshalb lesen wir selten den Artikel »Wanderung ohne Zwischenfall – Siebenköpfige Gruppe kommt pünktlich nach Hause« und öfter von den Gefahren der Wander-Apps.

---

18 Sie können das auch, es ist nicht schwierig. Wer dazu keine Lust hat, kann einen Hinweis auf den falschen Weg in die OSM-Karte schreiben, dann kümmern sich andere darum.

41

Korrekturfaktoren als Pfuschsignal

Der Apple-Mitgründer Steve Jobs berichtet in einem Interview von 1995: »Als wir zur Zeit des Apple II eine Fabrik besucht haben, hatte die Buchhaltung so ein Konzept von Standardkosten, wo man die Kosten irgendwie festsetzt und am Quartalsende mit einem Abweichungsfaktor korrigiert. Ich habe immer wieder gefragt: ›Warum ist das so?‹ Die Antwort war: ›So wird das halt gemacht‹. Ich musste ungefähr sechs Monate nachbohren, bis ich den Grund verstanden habe: Sie hatten nicht genug Einblick, um die Kosten zu berechnen. Also wird geschätzt. Und am Quartalsende korrigiert man die Schätzung.«

Wenn an einem Seifenspender, einem Automaten oder einer Tür ein handschriftlicher Zettel die Benutzung erklärt, weiß man, dass da etwas Grundsätzliches schiefgegangen ist. (Der Kognitionswissenschaftler Don Norman hat diese Zettelsache in »The Design of Everyday Things: Psychologie und Design der alltäglichen Dinge« beschrieben, lesen Sie es nach, es ist lustig und erhellend.) Korrekturfaktoren sind so etwas wie diese Zettel: ein Anzeichen dafür, dass viel weiter vorne im Prozess ein ungelöstes Problem existiert, das durch den nachträglichen Aufkleber behoben werden soll.

Korrekturfaktoren gibt es aus verschiedenen Gründen, manche besser, manche schlechter. Manchmal ist eine Vorhersage schwierig, aber wir kennen das Ergebnis, weil wir zum Beispiel wissen, wie das Wetter dann tatsächlich war oder welche Ebbe und Flut an einem Ort gemessen wurden. Dann kann man aus der Realität Korrekturfaktoren ableiten, die dafür sorgen, dass das ungenaue Vorhersagemodell besser zum Ergebnis passt. Der Unterschied zu der von Steve Jobs kritisierten Methode besteht darin, dass man den Faktor nicht jedes Mal neu zu den Ergebnissen passend macht, sondern ihn einmal berechnet und dann konstant anwendet. Es ist ein sinnvolles Verfahren, wenn man noch nicht ganz verstanden hat, wie ein System funktioniert, oder wenn man es zwar verstanden hat, eine präzise Berechnung aber zu teuer, zu langsam oder zu komplex wäre.

Das sind die guten oder jedenfalls die weniger schlechten Korrekturfaktoren. Im Alltag begegnen wir häufiger einer anderen Sorte. Zuerst wird irgendwo ein System eingeführt, das für Transparenz sorgen, Vergleichbarkeit herstellen und Ungerechtigkeit unterbinden soll: Ein Arbeitszeitmodell, die ECTS-Punkte im Studium, die ärztliche Gebührenordnung.

So sollen nicht alle behaupten können, gerade ihre Arbeit sei besonders aufwändig, um dann in Wirklichkeit fast gar nichts zu tun. Das scheint zumindest der Verdacht der Vorgesetzten zu sein. Bei Wissensarbeit ist nun mal intransparent, ob da jemand gerade scharf nachdenkt oder nur aus dem Fenster guckt.

Klingt erst mal fair. Dann kommt der Korrekturfaktor. Meistens bleibt er intern und unsichtbar, aber gelegentlich bekommen wir ihn auch von außen zu sehen. Privat

Krankenversicherte finden ein Beispiel auf den Rechnungen für ihre Behandlungen. Dort ist aufgeführt, wie viel jeder einzelne Behandlungsschritt kostet. Diese Kosten sind nicht ausgedacht, sie stehen in der Gebührenordnung. Zusätzlich enthält die Rechnung einen Multiplikationsfaktor. Fast immer ist das ein Faktor von 2,3, wenn man Pech hat, auch mal 3,5 oder mehr. Der einfache Satz existiert in der Praxis nicht.

Ganz früher, zur Zeit der Brandenburgischen und der Preußischen Medizinaltaxe, gab es ihn. Aber 1815 wurde die Möglichkeit des 2-fachen Satzes für schwierigere Fälle eingeführt, und wenn man erst mal grundsätzlich einen Faktor vorsieht, warum dann nicht … sagen wir, 10? So kam es auch. Im 20. Jahrhundert wurde die Gebührenvervielfältigung dann allmählich auf den heutigen Stand zurückgekürzt. Die »Wissenschaftliche Kommission für ein modernes Vergütungssystem« beim Bundesgesundheitsministerium hat 2019 die Empfehlung ausgesprochen, das System der Steigerungsfaktoren zu überarbeiten, »sodass Einfachsätze der Regelfall in der Abrechnung werden«. Viel Glück damit.

Der Weg zu so einem Pfuschverfahren sieht auf den ersten Blick genauso aus wie bei der Gezeitenvorhersage: Man betrachtet das Endergebnis und definiert von dort aus die nötigen Korrekturfaktoren. Nur dass das Endergebnis nicht die Realität ist, sondern ein Wunsch. Bei Arbeitszeitmodellen darf zum Beispiel nicht herauskommen, dass alle Angestellten 100 Stunden pro Woche arbeiten. Oder dass sie zwar 40 Stunden arbeiten, aber nur, indem sie bestimmte, eigentlich schon irgendwie wichtige Aufgaben liegen lassen. Deshalb rechnet man nicht mit Stunden, wo das sofort auffallen würde, sondern mit abstrakten Punkten. Korrekturfaktoren legen das Verhältnis dieser Punkte zu realen Stunden fest. Und diese Korrekturfaktoren sind wieder genau so flexibel, intransparent und wahrscheinlich ungerecht wie das ursprüngliche Verfahren. Nur halt viel komplizierter. Wenn man Glück hat, wird eine zusätzliche Person eingestellt, die 100 Stunden pro Woche diese Kompliziertheit verwaltet. Nein, Moment, ich meine natürlich 100 Workload-Modell-Punkte. Multipliziert mit einem Faktor von 0,4.

42

Die Jugend sieht es endlich ein

Mady Maio, eine Amerikanerin Ende 20, ist diesen Sommer spazieren gegangen, ohne ihr Handy mitzunehmen, und hat auf TikTok darüber berichtet. Diesem Video folgte eine Flut von Artikeln über den »neuen Trend Silent Walking«. Ich will mich darüber gar nicht lustig machen, geht ja auch schlecht beim Schreiben eines weiteren Artikels über den neuen Trend Silent Walking. Das Thema »Abkehr vom nervenden Neuen! Zurück zum erholsamen Alten!« ist einfach eines, dem kein Medium widerstehen kann. Sieht man auch am hier schon mal erwähnten Thema »Slow Reading Clubs« oder »Silent Reading Parties«, das seit fünfzehn Jahren durch die Medien geht: Dabei treffen sich Leute zum gemeinsamen schweigenden Lesen von Papierbüchern. Oder haben das mal getan, irgendwo auf der Welt.

Was genau als störend gilt, verschiebt sich über die Jahre. Der Psychiater Jay B. Rohrlich berichtet 1980 in einem Buch mit dem deutschen Titel »Arbeit und Liebe: Auf der Suche nach dem Gleichgewicht« von einen Patienten, der sich wünscht, er könne ohne Armbanduhr Urlaub machen, weil er dann nicht versucht wäre, seine Zeit produktiv zu organisieren.

2005 schreibt der »Stern« über Menschen, die sich dem Handy verweigern: »In Frankreich wächst die Zahl der Handy-Gegner, die bewusst das Mobiltelefon wieder abschaffen. Wissenschaftler sind neugierig geworden und untersuchen diese ›ungewöhnliche Minderheit‹.« Inzwischen sind analoge Armbanduhr und Tastenhandy zu ehrwürdigen alten Geräten geworden, so etwas wie eine Kaffeemühle mit Handkurbel. Katja Kullmann hat in der »taz« gerade über ihr quasi naturbelassenes, entschleunigtes Leben mit einem 20 Jahre alten Nokia-Tastenhandy berichtet.

Wichtig ist dabei, dass es immer *junge* oder wenigstens *auch junge* Menschen sind, die die Abkehr praktizieren. »Es mehren sich die Hinweise«, schreibt Kullmann, »dass sich gerade eine kleine Welle formiert: eine Anti-Smartphone-Bewegung. Das Erstaunliche ist: Die meisten sind noch keine 30, manche, von denen ich noch erzählen werde, haben gerade erst den 17. Geburtstag hinter sich, sind im rosigen Snapchat-Alter.«

Denn das zeigt, dass Spazierengehen, Smartphone-Ablehnen oder schweigendes Papierbuchlesen cool ist und es sich dabei vielleicht sogar um die Zukunft handelt. Aber für jede noch so schrullige Lebensweise lassen sich ein paar junge Menschen finden, die sie praktizieren. Jugendliche haben in diesen Artikeln eine ähnliche Funktion wie die »Naturvölker« in Meinungstexten von früher: Irgendwo gibt es eine Handvoll Menschen, die etwas so machen, wie die Autorin es auch macht (kein Smartphone haben) oder wenigstens so, wie der Autor es zwar nicht macht, aber gern können würde (Feuer machen mit zwei Stöcken, ohne Handy rausgehen).

Bestimmte Bedingungen müssen zutreffen, damit über ein TikTok-Video oder das Verhalten von ein paar Jugendlichen Massen von zustimmenden Berichten entstehen. Das Publikum sollte

leicht verstehen, worum es geht: Spazierengehen und Bücherlesen kennen alle. Irgendwelche Trends zum Gebrauch der neuen App FippFapp, die das bisher beliebte DingDong ablöst, sind mühsamer zu erklären.

Für den Medienerfolg ist vor allem wichtig, dass es sich bei den neu beobachteten Praktiken der Jugend um etwas handelt, das auch Menschen über fünfzig mögen. Wenn sich jüngere Menschen für etwas aussprechen, das bei Älteren nicht schon immer beliebt war, zum Beispiel Gendern oder Verzicht auf diskriminierende Ausdrücke, ist das besorgniserregende Überempfindlichkeit und Cancel Culture, bald wird man gar nichts mehr dürfen! Bei anderen Themen – weniger Autos besitzen, weniger fliegen, weniger Fleisch essen – kommt der Einwand, dass sich diese weltfremde Lebensweise der jungen Spinner doch gar nicht alle leisten können. Aber sobald irgendwo eine junge Person dabei beobachtet wird, etwas so wie früher zu machen, ist sie ein Lichtblick und die Zukunft.

Es hat keinen Sinn, an dieser Stelle die Jugend zu ermahnen, dass sie bei der Auswahl von Schrullen ein bisschen darüber nachdenken soll, ob ihre Wahl vielleicht Konservativen in die Hände spielt. Man kann ja auch jung und gleichzeitig konservativ sein, außerdem würde sowieso niemand auf mich hören.

Aber wenn Sie mittelalt bis alt sind und darüber schreiben wollen, dass handbetriebene Kaffeemühlen toll sind: Dann tun Sie das bitte unbedingt! Bauen Sie einfach nur Ihr Argument nicht darauf auf, dass es irgendwo auf der Welt zwei bis drei junge Menschen gibt, die sich ebenfalls für handbetriebene Kaffeemühlen begeistern. Das ist nämlich a) nicht cool und b) auch nicht die Zukunft.

43

Punkt auf der Karte

Ich führe seit etwa zwanzig Jahren eine Liste mit dazugelernten Dingen, die ich nicht wieder vergessen will. Ein Punkt auf dieser Liste ist: »Menschen, die länger als ein paar Sekunden in einen Stadtplan starren, immer fragen, ob man ihnen helfen kann, auch wenn es peinlich ist.« Dieser Punkt ist eigentlich schon lange nicht mehr aktuell. Den letzten Stadtplan in den Händen ratloser Personen habe ich um 2015 in Berlin gesehen.

Aber ich werde immer noch nach dem Weg gefragt, und zwar eher öfter, als ich früher vom Fahrrad steigen musste, um Stadtplanverwirrungen aufzulösen. »Ich weiß es auch nicht«, sage ich dann, »aber ich schau gern für Sie nach, Moment.« Anfangs fand ich das rätselhaft, denn inzwischen haben so gut wie alle ein Smartphone, auf dem sie selbst nachgucken könnten – knapp hundert Prozent der Menschen in Deutschland in fast allen Altersgruppen, selbst bei den Über-70-Jährigen sind es drei Viertel. Auch die billigsten Geräte können GPS-Navigation, und für jedes gibt es kostenlose Kartensoftware. Man sieht sich selbst als Punkt auf der Karte, und das Pergamonmuseum auch. Wozu also mich nach dem Weg fragen?

Dafür gibt es, wie mir im Laufe der Jahre klarer geworden ist, eine ganze Reihe von Gründen. Erstens haben immer noch viele Reisende im Ausland keinen (oder nur einen teuren) Datentarif. Es gibt zwar Möglichkeiten, auch offline zu navigieren, aber dazu muss man sich das vorher überlegen und das Kartenmaterial herunterladen, während man noch zu Hause oder wenigstens im Hotel-WLAN ist. Auf der Straße ist es zu spät dafür.

Zweitens haben nicht alle die Standortbestimmung eingeschaltet. Bei manchen Leuten ist das Absicht, weil sie nicht wollen, dass Apple, Google oder sonst irgendwer ihren Standort kennt. Andere haben die Standortbestimmung noch nie gebraucht, sie deshalb nicht aktiviert und keine Lust, genau jetzt zu erforschen, wie das gehen könnte.

Drittens gibt es Menschen, die einfach gern andere nach dem Weg fragen. Ich habe mich lange geweigert, das zu glauben, weil ich sehr ungern nach etwas frage, was mir auch ein Schild an der Bushaltestelle, ein Wegweiser, eine Uhr oder das Internet mitteilen könnte. Ok, es gibt Situationen, in denen nur die Menschen wissen, dass man heute statt rechtsrum nach links gehen muss, weil rechts wegen Hochwasser die Fußgängerunterführung unter Wasser steht oder so. Aber das kommt doch insgesamt eher selten vor. Meistens geben Menschen schlechtere Auskünfte als ein Schild oder ein Gerät. Das ist nur meine Meinung, und wie ich inzwischen weiß, wird sie nicht von allen geteilt.

Der vierte und interessanteste Grund ist, dass nicht alle in der Lage sind, von einer Karte – egal ob gedruckt oder digital – abzulesen, in welche Himmelsrichtung sie sich bewegen müssten, um zum Pergamonmuseum zu finden. Das liegt nicht nur an fehlender Übung. Wenn es überhaupt nicht klappt, heißt das »developmental topographical disorientation« (DTD). Die erste Patientin

mit diesem Problem wurde 2008 in der wissenschaftlichen Literatur beschrieben (in einem Paper von Giuseppe Iaria und anderen, falls Sie es selbst nachlesen wollen). Das »developmental« bedeutet dabei, dass die Desorientierung von Kindheit an vorhanden ist und nicht erst als Folge eines Unfalls oder eines Hirntumors entsteht. Die ansonsten geistig nicht beeinträchtigte 43-jährige Patientin konnte sich noch nie orientieren, weder zu Hause noch in der Schule oder im Supermarkt. Den Weg zu ihrem Arbeitsplatz und zurück hat sie auswendig gelernt. Zu allen anderen Orten muss sie begleitet werden.

Nach der Veröffentlichung dieses Papers zeigte sich schnell, dass DTD gar nicht selten ist und man leicht weitere Versuchspersonen für die Forschung findet. Orientierung wirkt so einfach, wenn alles funktioniert. In Wirklichkeit laufen dabei ziemlich komplexe Vorgänge im Gehirn ab, und das klappt nicht bei allen Menschen gleich gut.

Viele wenden in schwierigen Situationen folgende Technik an: Sie gehen in irgendeine Zufallsrichtung und gucken, ob sich der Punkt auf der Handykarte in Richtung Pergamonmuseum bewegt oder nicht. Aber wenn der Orientierungssinn komplett ausgefallen ist wie bei Iarias Patientin, bringt auch das nichts. Und Menschen, für die Navigation immer nur Scheitern bedeutet hat, vermeiden die Verwendung von Karten-Apps vielleicht lieber ganz.

Das heißt: Wenn jemand nach dem Weg fragt, hat diese Person nicht einfach nur vergessen, dass sie ja ein Smartphone besitzt. Ziemlich sicher gibt es einen guten Grund. Zeigen Sie einfach in die richtige Richtung. Und zwar am besten in die richtige Richtung der Welt, nicht auf dem Display Ihres Geräts. Denn wenn jemand den Weg nicht vom eigenen Handy ablesen kann, dann wahrscheinlich auch nicht von einem fremden.

44

Nur für Försterinnen

Ein neues Ding kommt auf den Markt, eine App oder eine Plattform. Nennen wir sie »Flopofon«. Sie floppt nicht, der Name deutet das nur an, damit nicht zwischen dem Abgabetag der Kolumne und ihrer Veröffentlichung jemand zufällig ein Ding vorstellt, das wirklich so heißt. Flopofon ist ziemlich erfolgreich, aber nur bei einer gar nicht *normalen* Zielgruppe, wie noch jahrelang in jedem Bericht über die Innovation erwähnt werden wird. Nur die Jugend nutzt es, nur alte Leute, nur Mütter oder nur Menschen in komischen anderen Ländern. Wo ist eigentlich das Dazwischen, die Neuerung für berufstätige Menschen, die nicht zu jung und nicht zu alt sind, nicht zu weiblich, nicht zu anderswo? Irgendeinen Grund gibt es immer, »nur die anderen« zu sagen. Wenn wirklich mal 35-jährige Männer bei der Nutzung von Flopofon beobachtet werden, dann sind es »vor allem Journalisten aus Berlin« oder sonst irgendwelche Sonderlinge.

Das kommt nicht nur bei Internetdingen vor. Es ist im Digitalen nur seltsamer, weil man gar nicht so einfach erkennen kann, wer was nutzt. »Fußball ist nur was für Männer« kann ich behaupten, nachdem ich eine Weile vor einem Fußballplatz gestanden und zugesehen habe, wer da so kommt und geht. Es stimmt auch da schon nicht, weil ich dadurch nur etwas über diesen einen Ort erfahre. In Kanada ist Fußball kein Männersport. Oder, noch ungünstiger: Ich erfahre nur etwas über diesen Ort und diesen Moment. Als die Beatles noch jung waren, machte man sich in den Medien über ihr Publikum aus schreienden Mädchen lustig. Das war nicht ausgedacht, diese schreienden Mädchen waren bei den Konzerten wirklich zu beobachten. Nur ließ sich daraus keine sinnvolle Aussage über die Musik der Beatles ableiten. Es war keine Musik nur für Mädchen und auch, wie sich bald herausstellte, keine Musik nur für sehr junge Menschen.

Bei digitalen Dingen ist es noch schwerer, etwas darüber herauszufinden, wer sie nutzt. Ich kann zwar leicht behaupten, dass bei Twitter jetzt nur noch Nazis sind oder sich bei Mastodon nur Systemadministratoren wohlfühlen. Aber das ist so unseriös wie Reisereportagen, die auf Gesprächen mit einheimischen Taxifahrern beruhen. Nur für die größten und schon lange erfolgreichen Apps und Plattformen existiert ansatzweise so etwas wie Forschung, von wem sie genutzt werden. Und auch da beschränken sich die Ergebnisse meistens auf eine Einteilung in Altersgruppen; Aussagen wie »Journalisten aus Berlin« oder »narzisstische Influencerinnen« kommen darin nicht vor. Es wird auch nicht besser, wenn ich vorsichtig schreibe: »Flopofon *steht in dem Ruf*, nur von Hamburger Zahnärzten genutzt zu werden«, denn dann nehmen alle Flopofon-Nutzenden mit anderen Berufen, Wohnorten oder Geschlechtern den Rest meines Texts nicht mehr ernst. Außerdem wird ein Ruf aus solchen Behauptungen erst erzeugt.

Eigentlich gibt es nicht sehr viel, das alle Bevölkerungsgruppen gleichmäßig betreiben, außer vielleicht Atmen. Warum wird also bei den Internetangelegenheiten immer darauf hingewiesen? Der Hinweis »Flopofon ist vor allem was für …« kann unterschiedliche Dinge bedeuten. Meistens

heißt er: »Diese Gruppe besteht nur aus Leuten, die man nicht ernst nehmen muss. Deshalb brauchen wir auch das neue Flopofon nicht ernst zu nehmen.« Oder: »Diese Gruppe ist so klein und hat so spezielle Interessen, das ist für niemanden sonst relevant, und so wird es auch bleiben.« Es kann schon sein, dass Flopofon unwichtig und kurzlebig ist. Aber das lässt sich nicht daran ablesen, dass es in diesem Moment von manchen Leuten intensiver genutzt wird als von anderen.

Ich lehne mich mal aus dem Fenster und sage ohne weitere Forschung: Das Publikum des FR-Wochenendmagazins besteht zu einem Teil aus Menschen, die gar nicht beruflich über das Internet schreiben und deshalb wenig von meinem Ratschlag profitieren, in ihre ungeschriebenen Artikel keine solchen Aussagen einzubauen. Aber was heißt es für uns als Lesende, wenn wir erfahren, bei Flopofon seien vor allem süddeutsche Försterinnen vertreten? Vielleicht ist es ja als Dienstleistung gemeint und soll bedeuten: Du als nicht-süddeutsche Nicht-Försterin wirst dich dort wahrscheinlich nicht wohlfühlen und keinen Anschluss finden. Nur wird man auch bei intensiver Nutzung von Flopofon dort höchstens mit ein paar Hundert Menschen zu tun haben, und so viele Ausnahmen von der Försterinnenregel gibt es überall. Lassen Sie sich also nicht durch »ist nur für«-Behauptungen vom Ausprobieren des neuen Flopofon abhalten. Falls Sie nach vier Wochen feststellen, dass es wirklich zu oft um Motorsägen geht, ist wahrscheinlich schon das Konkurrenzangebot Blipodon entstanden und Sie können umziehen.

45

Meinten Sie: Kochbuchautorinnen?

Ich suchte bei Google nach »Sachbuchautorinnen«, und ich meinte nicht Sachbuchautor*innen, sondern wirklich Frauen, die Sachbücher geschrieben haben. Bitte denken Sie jetzt nicht: Mit was für ungeeigneten Begriffen googelt denn Frau Passig, macht sie das erst seit gestern? Manchmal muss man sich halt erst an die guten Suchstichworte heranarbeiten. Google fand meine Begriffswahl jedenfalls auch ungeschickt und fragte: »Meinten Sie: Kochbuchautorinnen?« Kochbücher sind zwar Sachbücher, aber es fühlte sich so an, als hätte Google meine Lebensgestaltung kritisiert und gesagt: »Solltest du nicht lieber Kochbücher schreiben? Sachbücher und Frauen, das passt doch nicht zusammen.« Dabei verstehe ich fast gar nichts vom Kochen, die Welt kann wirklich nicht wollen, dass ich Bücher darüber veröffentliche.

Über diese ärgerlichen Vorschläge ist schon viel geschrieben worden, von kurzen Beschwerden bis zu langen wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Seit Ende 2016 das automatische Übersetzen zu funktionieren begonnen hat, ist eine neue Variante dazugekommen. Ein Beispiel aus dem Mai 2023, aber keinswegs das erste seiner Art: Chloe A. zeigte bei Mastodon die Probleme, die Google Translate mit der kasachischen Sprache hat. Im Kasachischen gibt es dort, wo das Englische »he« und »she« und das Deutsche »er« und »sie« hat, nur das Wort ол, das »ol« ausgesprochen wird. Chloes Beispieltext besteht aus Sätzen wie »Ol ist schön. Ol ist gebildet. Ol wäscht ab. Ol baut. Ol lehrt. Ol zieht ein Kind groß. Ol putzt. Ol verdient viel Geld. Ol backt Kuchen.« Sie können selbst erraten, bei welchen dieser Tätigkeiten Google Translate »He« übersetzt hat und bei welchen »She«.

Viele Sprachen markieren das Geschlecht weniger deutlich als das Deutsche oder Englische: Ungarisch, Chinesisch, Yoruba, Farsi, Malaiisch, Tagalog, Thai, Türkisch, Bengalisch und Indonesisch zum Beispiel. Insgesamt sprechen ein paar Milliarden Menschen eine solche Sprache, es ist also kein seltenes Spezialproblem. Es ist auch nicht nur Google Translate, das in diesem Punkt versagt. Bing Microsoft Translator, DeepL und ChatGPT glauben auch, dass die Frau kocht, putzt und weniger Geld verdient. (ChatGPT ist eigentlich nicht als Übersetzungswerkzeug gebaut, kann es aber auch ganz gut und wird deshalb oft so benutzt.)

Der Einwand liegt nahe, dass die Welt nun mal so aussieht. Wenn jemand kocht oder putzt oder weniger Geld verdient, ist das wahrscheinlich eine Frau. Das Sprachmodell spiegelt nur die Tatsachen wider und sollte dafür nicht beschimpft werden. Ehrlich gesagt habe ich das bis zur Recherche für diese Kolumne auch gedacht. Es stimmt aber nicht. Eine Fallstudie aus dem Jahr 2019/2020 (von Marcelo Prates und Team, falls Sie selbst nachgucken möchten) stellt fest, dass Google Translate noch viel stärker als die Realität dazu neigt, Berufe Männern zuzuschreiben. Es kommt sogar vor, dass vorhandene Geschlechtsangaben beim Übersetzen überschrieben und Ingenieurinnen zu Ingenieuren gemacht werden. Ich vermute, dass das weniger an der Technik

liegt als an Menschen wie mir, die mit dem Gedanken »so ist die Welt eben« (oder auch ganz ohne Nachdenken) in ihren Texten zu viele Berufe von Männern ausüben lassen. An diesen Texten werden dann Übersetzungswerkzeuge trainiert.

Jedesmal, wenn wieder jemand ein krasses Beispiel für Fehlleistungen der automatischen Übersetzung herumzeigt, gibt es darunter Kommentare von Leuten, die fragen, wie das *immer noch* sein kann. »Das Problem ist doch jetzt wirklich lange genug bekannt«, sagen sie, »offenbar interessiert sich Google / Microsoft / OpenAI gar nicht dafür, sonst wäre das doch längst behoben!« So ein Sprachmodell hat aber keinen Regler, an dem man einstellen kann, dass der Anteil der Sachbuchautorinnen in Übersetzungen oder Suchbegriffsvorschlägen ihrem Anteil in der Realität entsprechen soll. Man kann auch nicht alle Ergebnisse noch mal von Menschen überprüfen lassen, bevor sie angezeigt werden. Das Trainingsmaterial besser auszuwählen ist wegen der riesigen Textmengen nicht praktikabel. Ein großes Sprachmodell lässt sich nicht viel leichter zum Neusortieren seiner Geschlechterstereotype bewegen als ein Mensch.

Kleine Fortschritte gibt es trotzdem: Google Translate zeigt seit 2018 bei der Übersetzung mancher Sprachen ins Englische beide Möglichkeiten an: »Er putzt« und »Sie putzt«. Das war technisch nicht schwierig, man musste es nur machen und die Benutzungsoberfläche entsprechend anpassen. Auch die Theorie kommt voran und sagt unter anderem, dass man Sprachmodelle, die an Texten voller Ärzte und Krankenschwestern trainiert worden sind, mit überschaubarem Aufwand nachträglich über die Existenz von Ärztinnen und Krankenpflegern informieren kann. Das geschieht zum Beispiel, indem man ihnen ein kleines, handkuratiertes Textkorpus zeigt, das eine gleichberechtigtere Welt abbildet. Oder wenigstens die Realität.

46

Sprachrenovierung

Wenn man älter wird, bekommt man ja nicht mehr alles mit. Damit meine ich jetzt gar nicht die Frage, ob man diese Woche enge Hosen kaufen soll oder weite. Das ist mir egal, ich habe eine Enge-Hosen-Phase mitgemacht und mehr als einmal im Leben muss sich das niemand antun. Ich meine beim Sprachgebrauch. Natürlich merke ich noch, wenn neue Wörter und Wendungen auftauchen. Aber das Aussterben von Begriffen ist viel schwerer zu erkennen. Verwendet vielleicht außer mir niemand mehr »Unfug« oder »sich einer Sache widmen«, oder »etwas zur Kenntnis nehmen«? Außer Menschen, die noch älter sind als ich? »Man selbst riecht es immer als Letztes«, wie mein ehemaliger Kollege Holm Friebe gern sagte. Er meinte damit zu lange getragene T-Shirts, aber es stimmt auch bei Wörtern.

Deshalb habe ich meine Kolumnen vergangenes Jahr von zwei Testleserinnen um die 20 sichten lassen und die Antwort ist: Alle drei Wendungen haben einen Bart. Keinen erst vorige Woche erfundenen coolen Großstadtbart, sondern so einen längeren weißen. Seitdem benutze ich beim Schreiben ein Tool, das meine Texte mit einer von den Testleserinnen erstellten Liste abgleicht und alle bärtigen Wörter markiert. Dann ersetze ich diese Wörter durch andere, die hoffentlich weniger alt aussehen. Ich weiß, viele von Ihnen protestieren jetzt still oder laut: Das seien doch alles schöne und bewährte Ausdrücke, man müsse nicht jeden, jawohl: Unfug der Jugend mitmachen und überhaupt sei es peinlich, jung wirken zu wollen, wenn man es nicht mehr ist. Dabei will ich gar keine Texte schreiben, die mich 20-jährig aussehen lassen. Ich glaube nur, dass es möglich ist, in einem Stil zu schreiben, bei dem weder Jüngere noch Ältere denken: »Was sind denn das für störende Formulierungen hier, die mich vom Inhalt ablenken?« Oder wenigstens nicht bei jedem Satz.

Weil ich zu wenig 20-Jährige kenne, habe ich versucht, meine Weiterbildung zu automatisieren. Ich habe lange nach Autorinnen und Autoren gesucht, die unter 30 sind und Sachtexte schreiben. Das waren nicht sehr viele, ich musste auf »unter 35« erhöhen und dann noch alle aussortieren, die schon in diesem Alter so schreiben, als wären sie 70. Naja, am Ende blieb die Sachbuchautorin Sophie Passmann übrig und der Techniktagebuch-Autor Franz Scherer. Aus ihren Texten habe ich mit Hilfe von »Voyant Tools«, einem Werkzeug aus der Korpuslinguistik, eine Textsammlung erstellt, die ich statistisch mit meinen eigenen Texten vergleichen kann. (Den Hinweis auf Voyant Tools verdanke ich der Sprachwissenschaftlerin Kristin Kopf.) Wenn ich jetzt bei einem Ausdruck den Verdacht habe, dass er rostig geworden ist, sehe ich nach, ob er im Unter-35-Vergleichskorpus vorkommt. Wenn er dort nicht auftaucht, versuche ich ihn zu vermeiden.

Die Bücher von Sophie Passmann habe ich zu diesem Zweck als E-Books gekauft. Das bedeutet, dass Passmann sich insgesamt vielleicht einen Kaffee leisten kann von ihrem Anteil am Honorar.

Die Details hängen davon ab, wie vorteilhaft ihr E-Book-Vertrag ist und wie ihre Kaffeegewohnheiten so aussehen.

Dann geriet ich ins Nachdenken: Hätte ich nicht nur für Passmanns Bücher bezahlen, sondern vielleicht vorher fragen sollen? Noch vor wenigen Jahren wäre ich gar nicht auf die Idee gekommen. Aber in den vergangenen Monaten wird das Thema »Einwilligung in die statistische Auswertung von Texten« immer öfter und sichtbarer diskutiert, vor allem im Zusammenhang mit dem Training von großen Sprachmodellen, wie sie hinter ChatGPT stecken.

Seit September 2023 gibt es die »Copy Far ›AI‹«-Lizenz, mit der man nach dem Modell einer Creative-Commons-Lizenz eigenen Texten den Hinweis mitgeben kann, dass sie nicht für Machine Learning (das, was große Sprachmodelle machen) oder Stylometrie (das, was Voyant Tools macht) verwendet werden dürfen. Bisher ist die »Copy Far ›AI‹«-Lizenz nur ein wenig bekannter Vorschlag. Aber wenn sie sich in dieser Form durchsetzen würde, wäre das gerade keine Opt-in-, sondern eine Opt-out-Lösung. Weil diese Lizenz nur Ablehnung vorsieht, dürften alle Texte, die diese Lizenz *nicht* tragen, ungefragt genutzt werden. Opt-out-Lösungen sind eigentlich eher bei Unternehmen beliebt, die Texte auswerten wollen, weil man davon ausgehen kann, dass 90 Prozent aller Schreibenden nichts von der Diskussion mitbekommen oder keine Lust haben, sich damit auseinanderzusetzen.

In der Diskussion, was mit Texten passieren darf und was nicht, ist noch so viel mehr passiert in diesem Jahr, dass ich es in der nächsten Kolumne verstauen muss. Bin ich ein Sophie-Passmann-ausbeutendes Schweinesystem? Ich weiß es selbst noch nicht. Vielleicht finde ich es in einer Woche heraus.

47

Texte und Extrakte

Vergangene Woche ging es hier darum, dass ich gern mein Wissen über Gegenwartssprache renovieren würde. Mit Anfang 30 habe ich zum ersten Mal gemerkt, dass das nötig werden könnte. Anfang 40 erhärtete sich dieser Verdacht, ich konnte mich aber nicht gleich dazu aufraffen. Jetzt bin ich Anfang 50 und wirklich auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen. Noch nicht beim Überqueren der Straße, aber bei der Entscheidung, ob ein Wort oder ein Ausdruck sein Haltbarkeitsdatum überschritten hat.

Weil ich aus finanziellen und organisatorischen Gründen nicht jeden Satz einer 20-jährigen Gegenwartsspezialistin zur Kontrolle vorlegen kann, brauche ich eine technische Lösung. Und das heißt: Ich brauche eine Sammlung von Texten Jüngerer, die ich möglichst einfach mit meinen eigenen vergleichen kann, um so herauszufinden, welche Wörter heimlich ausgestorben sind.

Wenn mir das ein paar Jahre früher eingefallen wäre, hätte ich überhaupt nicht darüber nachgedacht, ob ich beim Anlegen so einer Textsammlung vorher fragen sollte, ob ich das darf. »Ich lerne ständig aus Texten anderer Menschen«, hätte ich gesagt, wenn jemand das vorgeschlagen hätte »so eine automatische Analyse ist doch genau dasselbe, warum soll ich da extra fragen müssen?« Unpraktisch für mich: Genau in der Zeit, in der ich mich endlich zu einer Renovierung meiner Sprache aufgerafft habe, hat sich auch diese Diskussion weiterentwickelt. Ihr aktueller Stand ist, dass an dieser Stelle eine ethische Frage existiert, mit der ich mich auseinandersetzen muss. Genau wie alle anderen, die automatisch etwas aus fremden Texten extrahieren wollen.

Im Juli hat die US-amerikanische »Authors Guild« einen Protestbrief an die CEOs einiger bekannter Unternehmen veröffentlicht, die für ihre Sprachmodelle große Textmengen analysieren. Alle großen Sprachmodelle sind unter anderem an einem Buchpaket trainiert worden, das aus Schattenbibliotheken stammt. Das heißt, es ist überhaupt niemand vorher gefragt worden, weder diejenigen, die die Texte geschrieben haben, noch ihre Verlage. Die Protestierenden fordern in dem Brief, dass ihre Texte nicht ohne Zustimmung ausgewertet werden sollen. Außerdem wollen sie namentlich genannt und für ihren Beitrag zum Training der Sprachmodelle bezahlt werden.

Es ist nicht das erste Mal, dass die Authors Guild in einer solchen Angelegenheit aktiv wird, weil es auch nicht das erste Mal ist, dass sich die Frage stellt: Dürfen die das? Schon in den 1970er Jahren haben Unternehmen damit begonnen, auf Papier erschienene Texte in Form von Datenbanken digital verfügbar zu machen. Die Nutzung solcher Datenbanken war (und ist) kostenpflichtig. Die verwerteten Texte stammten aber oft von Menschen, die zwar die Nutzungsrechte für den Abdruck in einer Zeitung abgetreten hatten, aber nicht die Nutzungsrechte für diese digitale Zweitverwertung. Die Versuche, die ethischen und rechtlichen

Fragen zu klären, die sich daraus ergeben, dauern bis heute an. Genau so war es in den Nullerjahren, als Google Bücher einscannte, um Auszüge daraus als Suchergebnisse anzuzeigen. Wenn ich in der inzwischen nur noch ganz versteckt angebotenen Google-Books-Suche ein Ergebnis angezeigt bekomme und der Link nur zu einem halben Satz führt, der den gesuchten Text gar nicht enthält, ist das eins der Ergebnisse dieses Rechtsstreits.

Mitte September haben 17 prominente US-Autorinnen und Autoren dann gemeinsam mit der Authors Guild das Unternehmen hinter ChatGPT verklagt. Bisher ist außer vagen Pressemitteilungen noch nichts weiter passiert und es wird Jahre dauern, bis wir konkretere Ergebnisse sehen.

Der kanadische Autor Cory Doctorow hat – ebenfalls im September – schon erklärt, wie es weitergehen wird. Nämlich so wie in allen vorangegangenen Versionen des Streits: Ein neues Nutzungsrecht wird eingeführt, das Recht zur automatischen Stilanalyse von Texten. Wenn ich einen Vertrag mit einem Verlag oder einer Redaktion abschließe, räume ich dann zusammen mit vielen anderen Rechten auch dieses ein. Verlag oder Redaktion verkaufen das Recht an andere Unternehmen weiter. Am Geldverdienen mit den so trainierten Sprachmodellen bin ich weiterhin nicht beteiligt. Der Unterschied ist nur, dass es jetzt einen Vertrag gibt, der diesen Zustand legal macht. Für mich als Autorin wird die Welt dadurch nicht erkennbar besser, für mich als Nutzerin großer Sprachmodelle wird sie wahrscheinlich schlechter. So war es jedenfalls bisher.

Auf die Ethikfrage aus dem ersten Teil dieser Kolumne habe ich keine Antwort. Bisher weiß ich nur, dass die Frage existiert und dass es nicht genügt, sie mit »pfft was soll schon sein« zu beantworten. Im Vergleich zu meiner noch größeren Ahnungslosigkeit von letztem Jahr ist das schon ein Fortschritt, und bis ich mehr herausfinde, muss ich eben fragen, bevor ich anderer Leute Texte mit einem anderen Werkzeug als meinem Kopf analysiere. Nur vorsichtshalber.

48

Mistifizierung

Die Sprachenlern-App Duolingo gibt es seit 2012. Heute finanziert sie sich über kostenpflichtige Abos, aber in den ersten drei oder vier Jahren sah das Geschäftsmodell anders aus. Der Gründer Luis von Ahn ist in Guatemala aufgewachsen und wollte das Sprachenlernen denen zugänglich machen, die es am nötigsten haben. Das sind gleichzeitig die, die es sich am wenigsten leisten können, dafür auch nur kleine Beträge auszugeben. Deshalb musste Duolingo kostenlos sein. (Eine kostenlose Version mit geringerem Funktionsumfang gibt es bis heute.) Um Einnahmen für Duolingo zu generieren, konnten die Lernenden damals Nachrichtentexte gemeinsam übersetzen. Ich habe dabei ein bisschen mitgemacht, das Übersetzungswerkzeug war sehr komfortabel zu benutzen. Tests ergaben, dass Menschen, die die Sprache gerade erst lernen, gemeinsam Übersetzungen in normaler Qualität erzeugen können. CNN und Buzzfeed bezahlten für Duolingo-Übersetzungen ins Spanische, Französische und Portugiesische.

Leider hat sich die schöne Idee nicht bewährt. Weniger als ein Prozent derer, die die App nutzten, beteiligten sich an den Übersetzungen. Unternehmen wollten nur für Nachrichten in wenigen Sprachen bezahlen, und sie bezahlten nicht genug dafür. Ab 2017 wäre dieses Geschäftsmodell sowieso obsolet geworden, weil automatische Übersetzungen zu funktionieren begannen, aber da war es bereits abgeschafft. Den interessantesten Grund nennt Luis von Ahn in einem 2018 veröffentlichten Interview: »Unsere Angestellten haben immer mehr Zeit damit verbracht, Übersetzungen besser zu machen, weil da unser Geld herkam. Wir haben gemerkt, dass wir von einem Bildungsunternehmen zu einem Übersetzungsunternehmen werden. Daran hatten weder Severin noch ich Interesse.« (Severin Hacker ist der zweite Duolingo-Gründer.)

Was von Ahn hier beschreibt, passiert in vielen Unternehmen, die irgendetwas im Internet anbieten. Es wird nur selten so deutlich ausgesprochen, und nicht immer geht es aus wie bei Duolingo, wo die beiden Gründer ihren ursprünglichen Plänen einigermaßen treu blieben. Meistens läuft es so: Ein Unternehmen bietet zwei sehr unterschiedliche Dinge an. Eines davon ist der Verkauf von Werbeplätzen. Das andere ist das, wofür sich die Nutzenden eigentlich interessieren. Bald arbeitet die Mehrheit der Angestellten nur noch an einem dieser beiden Dinge, nämlich daran, das Angebot für die Werbekundschaft zu verbessern. Wenn ich Glück habe, bedeutet das nur, dass die App nicht mehr weiterentwickelt wird und für immer auf dem Stand von vor fünf Jahren stehenbleibt. Meistens ist es aber nicht so. Das Produkt wird schlechter, ich muss mehr Anzeigen sehen, immer neue »ja, verkauft meine Daten an die folgenden 734 Unternehmen weiter«-Einwilligungen erteilen, und beliebte Funktionen werden abgeschafft, weil sie dem Geldverdienen im Weg stehen.

Der kanadische Autor Cory Doctorow hat diesen Vorgang in einem viel zitierten Blogbeitrag vor einem Jahr als »enshittification« bezeichnet, Mistifizierung. »So läuft es, wenn Plattformen

sterben: Zuerst sind sie freundlich zu ihren Nutzenden, dann behandeln sie sie schlecht zugunsten der Unternehmenskundschaft, und ganz zum Schluss behandeln sie auch die Unternehmen schlecht, weil sie alles für sich behalten wollen. Dann sterben sie.« Zu seinen Beispielen gehören Amazon, Facebook, TikTok, Twitter und Google, die zwar aktuell alle noch unverstorben wirken, aber vielleicht ist da auch ein bisschen der Wunsch nach einem gerechten Ende im Spiel. In der zweiten Phase der *enshittification* sind diese Unternehmen jedenfalls angekommen.

Es kann helfen, bei der Entscheidung für ein Angebot von Anfang an auf eines zu setzen, für das man selbst bezahlt. Das klappt aber auch nicht immer. Darum ging es hier vor einem Jahr am Beispiel der App Pinboard, die kostenpflichtig war und trotzdem auf eine von der *enshittification* kaum unterscheidbare Art vor die Hunde ging.

Eine andere Möglichkeit ist es, umzugsbereit zu bleiben. Wenn ein Restaurant oder ein Imbiss neu eröffnet, werde ich freundlich behandelt, die Küche gibt sich Mühe, die Portionen sind groß und vielleicht bekomme ich sogar ein Gratisgetränk dazu. Das bleibt nicht lange so. Dann kann ich entweder noch ein paar Jahre lang missmutig sagen »früher war es so schön hier!« oder weiterziehen an einen neu eröffneten Ort. Bei Restaurants ist das leichter als im Internet, weil das Restaurant nicht auf einem Berg schlecht exportierbarer Daten sitzt und weil ich nicht erst meinen ganzen Bekanntenkreis überreden muss, den Umzug mitzumachen. Es geht aber auch im Internet. Leider führt das nicht dazu, dass das doofe Unternehmen sofort auf befriedigende Weise zerfällt. Das passiert Jahrzehnte später, wenn es mir längst egal geworden ist, oder vielleicht auch einfach nie. Aber bis dahin muss ich seltener »früher war es so schön hier« sagen.

49

Die Mastodon-Matratze

Viele Leute, die ich bei Twitter kannte, bevor der Dienst durch Elon Musk aufgekauft wurde, sind jetzt bei Mastodon, so wie ich auch. Mir gefällt es dort ganz gut. Andere sind zu Bluesky gegangen, einer Art Twitter-Klon, und sie fragen mich manchmal, ob ich eine Einladung haben möchte. (Man braucht immer noch eine Einladung, um sich bei Bluesky anzumelden.) Dann sage ich: »Nein, ich bleibe bei Mastodon, ich will nicht noch mal ein Wohnzimmer, das von einem unsympathischen Milliardär zerstört werden kann. Einmal reicht mir.« Denn Bluesky kann genau wie Twitter von irgendwem aufgekauft und nach dessen Milliardärsvorlieben umgebaut werden. Mastodon besteht aus vielen einzelnen Servern, die von Privatpersonen oder Institutionen (zum Beispiel dem Bundestag oder der ARD) betrieben werden, da gibt es nichts aufzukaufen.

Ich fühle mich gut, wenn ich das sage. Mir kann nichts passieren! Aber ich weiß, was Vergangenheitskathrin noch vor wenigen Jahren dazu gesagt hätte. Und nicht nur *hätte*, wahrscheinlich hat sie ganze Kolumnen darüber geschrieben. »Jaja, so wie alte Leute, die ihr Geld nicht auf die Bank tragen wollen«, hätte sie gespottet, »und es lieber unter der Matratze aufbewahren, weil das *sicherer* ist.« Vergangenheitskathrin war nicht dafür, zusammen mit irgendwelchen Waldschraten nichtkommerzielle Lösungen zu verwenden, nur wegen des Risikos, dass die bequeme Plattform, die alle anderen nutzen, eines Tages unsympathisch werden könnte.

Ich habe meine Meinung nicht geändert, weil ich älter und klüger geworden bin. Ich habe meine Meinung nur geändert, weil Twitter für mich sehr wichtig gewesen ist und die Elon-Musk-Erfahrung schmerzhaft war. Wenn ich sage, dass ich diesen Fehler kein zweites Mal machen möchte, ist das eine Art Abwehrzauber: Das war schlimm, das soll mir nicht noch mal passieren.

Jetzt ist mir klarer, dass die alten Leute, die ihr Geld lieber unter der Matratze aufbewahren, auch nicht einfach nur alt sind, sondern wahrscheinlich eine prägende unangenehme Erfahrung mit Banken hinter sich haben. Geld auf der Bank ist eine sehr abstrakte Sache, und es ist schon mehr als einmal vorgekommen, dass diese abstrakte Sache zusammen mit der Bank plötzlich verschwunden ist, oder dass der Kundschaft der Zugang zu ihrem eigenen Geld verwehrt wurde. Diese Nachteile sind real. Aber die mit Geld unter der Matratze verbundenen Nachteile sind es eben auch.

Übersetzt auf meine Situation heißt das: Ich habe oft davon profitiert, kommerzielle Angebote zu nutzen, die auch von den meisten anderen genutzt wurden. In den paar Jahren, in denen alle bei Facebook waren, konnte ich leichter als vorher oder nachher mit meiner Bekannt- und Verwandtschaft in Kontakt bleiben. Bei Twitter habe ich viel über Menschen gelernt, mit denen ich vorher gar keinen Kontakt hatte.

Es ist nicht mehr so wie früher, dass alles Nichtkommerzielle schwer benutzbar und hässlich ist (darum ging es in dieser Kolumne vor genau einem Jahr am Beispiel des schön aussehenden

und ganz normal benutzbaren Betriebssystems Linux). Vielleicht nähern wir uns sogar einer Zeit, in der nichtkommerzielle Dienste im Internet nicht automatisch bedeuten, dass man dort für immer mit den anderen Waldschraten allein sein wird, während die übrigen 95 Prozent der Menschheit Partys auf Milliardärsplattformen feiern. Aber noch ist es nicht so. Ich erwähne das nur, damit es nicht so aussieht, als wäre es ganz einfach, die Richtige Entscheidung™zu treffen. Die Entscheidung gegen die Nachteile einer Lösung ist immer auch eine gegen ihre Vorteile.

Es kann gut sein, dass es insgesamt mehr oder entscheidendere Vorteile hat, auf dezentrale Open-Source-Lösungen zu setzen. Nur war diese Abwägung nicht der Grund für mein Umdenken. Mir gefällt die Vorstellung, dass mir diese Vertreibung aus meinem Internetwohnzimmer nicht noch mal passieren kann. Und mir gefällt der Gedanke, dass ich dazugelernt und die richtigen Vorkehrungen getroffen habe. Das stimmt natürlich alles nicht. Wenn nicht genau dasselbe noch mal passiert, wird was anderes stattdessen passieren, und dazugelernt habe ich wahrscheinlich das Falsche oder gar nichts. Bei Mastodon kann man es aber wirklich ganz gut aushalten. Schauen Sie mal rein, es muss ja nicht aus solchen Geld-unter-der-Matratze-Gründen sein wie bei mir.

50

Heizdeckenkolumne

Ich habe hier schon so oft behauptet, dass ich Heizdeckeninfluencerin bin oder werden möchte. Dabei habe ich bisher keine einzige Kolumne über Heizdecken geschrieben. Eigentlich haben sich auch bisher gar nicht so viele Menschen von mir zum Heizdeckenkauf bewegen lassen. Aber bald ist Weihnachten, noch reicht die Zeit, schnell mehrere zu bestellen und zu verschenken!

Ich heizdeckeninfluence seit über zehn Jahren und weiß deshalb, was Sie jetzt denken: Wenn Sie über 50 sind, dann wollen Sie keine, weil das historische Exemplar Ihrer Großmutter mehrere Brandlöcher hatte. Wenn Sie unter 50 sind oder die Großmutter keine Heizdecke besaß, wollen Sie keine, weil Sie sich den Stromverbrauch so hoch wie den eines ICE-Triebwagens vorstellen. Die dritte Möglichkeit – Sie wollen keine, weil nur alte Menschen Heizdecken haben – entfällt, weil Sie seit der Kolumne über das E-Bike[19] wissen, dass weltverbessernde Innovationen manchmal auch über ältere Zielgruppen den Weg in den Markt finden.

Um die ersten beiden Einwände schnell auszuräumen: Die Großmutterheizdecke stammt aus einer Zeit, in der auch noch regelmäßig die Kessel der Damplokomotiven explodierten. Eine Heizdecke heizt mit 60 bis 100 Watt, braucht also nur so viel wie ein Laptop. Ein Heizlüfter verbraucht zehn bis zwanzig Mal so viel Strom, und dabei friert man immer noch, weil das arme Gerät die ganze Wohnung zu beheizen versucht statt wie die Heizdecke vernünftigerweise nur den Körper. Es ist auch nicht so, dass man »sofort wieder friert«, wenn man unter der Heizdecke herauskriecht. Nach der Sauna kann man ja auch eine Weile entspannt draußen in der Kälte herumstehen.

Das bedeutet, dass man den Rest der Wohnung weniger zu heizen braucht und es trotzdem gemütlich hat. Jedes Grad Celsius weniger in der Wohnung senkt die Heizkosten um etwa sechs Prozent. Je nachdem, wie saunaartig es vor dem Heizdeckenkauf in der Wohnung war und wie weit man diese Rechnung ausreizen möchte, kann man also derartig viel Geld sparen, dass man am Ende noch welches rausbekommt. Naja, fast. Außerdem ist das alles gut für die Umwelt, fossile Energien, globale Erwärmung und so weiter, Sie haben das Problem eventuell mitbekommen.

Manche Menschen – wie gesagt, ich führe diese Gespräche schon ein paar Jahre – werden an dieser Stelle das Thema Schimmelgefahr ins Spiel bringen wollen. Das ist hier keine Kolumne über Schimmel, deshalb fasse ich mich kurz, aber Sie können das überall nachlesen: Durch eine insgesamt niedrige Temperatur droht der Wohnung noch keine Schimmelgefahr. Je nachdem, wo man nachliest, liegt die Untergrenze dafür bei etwa 14 Grad, und ich kann das aus eigener unverschimmelter Wohnanschauung bestätigen. Außerdem lüftet man bereitwilliger, wenn die Wohnung sowieso nicht so warm ist.

An dieser Stelle müssten Sie eigentlich endgültig überzeugt von den Vorzügen einer Heizdecke

sein. Wenn ich diesmal alles richtig gemacht habe beim Influencen, verspüren Sie jetzt den unaufschiebbaren Wunsch, statt der Möbel und Wände Ihren Körper zu beheizen. Noch ein paar Worte zur Kaufberatung: Kaufen Sie erstens keine Heizdecke mit Akkubetrieb. Diese Heizdecken enthalten nur ein oder zwei handflächengroße Heizelemente, das ist besser als gar keine, aber nicht viel. Eine Heizdecke mit Kabel heizt auf der ganzen Fläche. Zweitens wollen Sie eine Heizdecke mit mechanischem Schiebeschalter. Bei den digitalen Schaltern muss man bis zu fünfzehn Mal drücken, um die Heizstufe und Heizdauer einzuschalten, und wenn man sich dann versehentlich auf den Schalter setzt, kann man von vorn anfangen. Nehmen Sie drittens die größte Decke, die Sie bekommen können, das ist für eine Person nicht zu viel und für zwei gerade ausreichend. Viertens hält keine Heizdecke ewig, aber manchmal geht nur der Schalter kaputt, und wenn Sie dann bei einem Unternehmen gekauft haben, das nicht HOTASUAL oder LAHQLYWN heißt, bekommen Sie vielleicht ein Ersatzteil zugeschickt.

Zum Ausgleich für den etwas kommerziellen Charakter dieser Kolumne (ich werde übrigens von keinem Heizdeckenunternehmen bezahlt, leider!) möchte ich noch auf ein 2019 erschienenes Paper von Tom Y. Chang und Agne Kajackaite hinweisen: »Battle for the thermostat: Gender and the effect of temperature on cognitive performance« (»Kampf um den Thermostat: Geschlecht und Einfluss von Temperatur auf die kognitive Leistung«) Bei niedrigen Temperaturen schnitten die untersuchten Männer beim Lösen von mathematischen und sprachlichen Aufgaben besser ab, bei höheren Temperaturen waren es die Frauen. Frauen können also besser denken, wenn ihnen warm ist. Falls in Ihrer Wohnung oder an Ihrem Arbeitsplatz so ein Kampf um den Thermostat stattfindet, kann eine Heizdecke auch dafür eine Lösung sein. Ich habe beim Schreiben dieser Kolumne meinen Körper gewissenhaft beheizt und konnte dadurch sehr gut denken. Wahrscheinlich stimmt also alles, was hier steht.

---

19 Kolumne 29, »Anti-Influence« in diesem Buch.

51

Nicht lesen

Meine Welt ist ein bisschen besser geworden, seit es ChatGPT und die anderen Texterzeugungsgeräte gibt. Wenn ich früher einem Text begegnet bin, der im dritten Absatz noch nicht zur Sache kam, habe ich nicht weitergelesen und hatte ein schlechtes Gewissen dabei: »Sicher liegt es an mir! Ich müsste mich nur konzentrieren und zusammenreißen!« Wenn ich 2023 im Internet auf so einen Textanfang stoße, lese ich auch nicht weiter, aber jetzt denke ich: »Das ist doch generiert, das brauch ich nicht zu lesen.« Das Ergebnis ist dasselbe, aber das Gefühl beim Nichtlesen ist schöner.

Das hier wird keine Kolumne darüber, dass große Sprachmodelle Mist sind und nur Menschen Lesenswertes schreiben können. Schließlich waren es Menschen, die bis 2019 die ganzen Texte produzieren mussten, die mit »Wer kennt es nicht« anfangen und erst nach fünf Absätzen über den etymologischen Hintergrund des Wortes »Weihnachten« vielleicht, vielleicht dem eigentlichen Thema näher kommen. Außerdem gibt es viele Einsatzbereiche, in denen sich große Sprachmodelle nützlich machen.

Mein »Das brauch ich nicht zu lesen«-Gedanke geht genauer ausformuliert so: Erstens bin ich sehr schlau, ich lasse mir nicht einfach einen generierten Text unterschieben, ich merke das! Das ist unwissenschaftlich von mir, denn ich kann ja weder überprüfen, ob der Text, den ich nicht weiterlesen will, wirklich aus einem Sprachmodell stammt, noch weiß ich, wie viele generierte Texte ich schon interessiert und ohne Misstrauen gelesen habe.

Der zweite Teil meines Weiterlese-Unwillens hat damit zu tun, dass es sich anfühlt, als sollte ich einen Text lesen, der mit »Ich habe Google gefragt« beginnt und dann nur die Ergebnisse auflistet. Da kann ich auch direkt an die Quelle gehen, Google oder ChatGPT selbst fragen und meine Anfrage so lange variieren, bis ich mit den Ergebnissen zufrieden bin. Dieser Grund für meinen Widerwillen ist ebenfalls nicht ganz rational, denn ich habe schon viele Texte gelesen (und selbst geschrieben), die nur aus zusammengefassten Googleergebnissen bestanden, ohne dass mich das gestört hat.

Mein dritter Grund ist ein stilistischer. Generierte Texte sind 2023 vor allem unauffällig. Sie enthalten allgemeine Aussagen in naheliegenden Formulierungen und lesen sich, als seien sie von einem lustlosen Menschen im Halbschlaf verfasst worden. Das ist ein Fortschritt, denn noch vor fünf Jahren erkannte man sie an abwegigen Behauptungen und exzentrischen Worterfindungen. Es muss auch nicht so bleiben. Sie sind halt nur jetzt gerade oft langweilig.

Man kann argumentieren, dass dadurch die Welt besser wird, und ich habe es auch schon getan: Weil Menschen weniger langweilige Texte über »Die beste Waschmaschine« und »Zehn Gründe, warum der Igel das bessere Tier ist als der Schabrackentapir« schreiben müssen, haben wir mehr Zeit für das Schreiben interessanter Texte. Nur stimmt das nicht, denn wenn die

Nachfrage nach menschenverfassten Waschmaschinen- und Zehn-Gründe-Texten wegfällt, brauchen wir die so gewonnene Zeit für die Suche nach neuen Jobs. Das Schreiben von Langweiligem hat auch Vorteile für die Schreibenden.

Genau wie das Lesen von Langweiligem für die Lesenden. Ich werde das im nächsten Absatz demonstrieren und ich entschuldige mich vorab, denn ich habe ihn von ChatGPT schreiben lassen und werde ihn fast vollständig zitieren, weil er wirklich sehr schön ist. Damit meine ich: Es ist ein langweiliger Text, der auf so langweilige Art von langweiligen Texten handelt, dass es beinahe interessant sein könnte: (Wenn man ihn lesen könnte und die Augen nicht einfach davon abrutschen würden. Lassen Sie sich ins lauwarme Bad seiner Langweiligkeit gleiten:)

»In der umfangreichen und wenig aufregenden Auseinandersetzung mit der Thematik langweiliger Texte sei darauf hingewiesen, dass die Trivialität der Inhalte in einem solchen Kontext oft von einem Mangel an innovativen Ansätzen und einfallsreichen Ausführungen begleitet wird. Es bleibt zu konstatieren, dass langwierige Darlegungen über die Banalität des Geschriebenen dazu neigen, den Leser durch eine monotone Abfolge von Sätzen zu ermüden, wobei die Wiederholung gleicher oder ähnlicher Ideen zu einem bedeutungslosen Textfluss führt. Das Fehlen jeglicher fesselnder Elemente oder origineller Gedankengänge trägt zu einer eher einschläfernden Lektüre bei, bei der die Spannungskurve kaum Anstalten macht, sich auch nur minimal zu verändern. Die Vernachlässigung von sprachlichen Nuancen und das konsequente Vermeiden jeglicher stilistischer Raffinesse tragen weiterhin dazu bei, dass der Leser auf dem schier endlosen Pfad des Textes verloren geht, ohne auf nennenswerte Höhepunkte oder erfrischende Wendungen zu stoßen. (Es sei darauf hingewiesen, dass diese Überlegungen durch die Kontinuität einer eher belanglosen und vorhersehbaren Ausdrucksweise geprägt sind, die den Leser in einem Meer der Gleichförmigkeit schwimmen lässt, ohne nennenswerte Anreize für sein Interesse oder seine Aufmerksamkeit.)«

War das nicht auch irgendwie ein bisschen angenehm? Wie ein Wellnessurlaub vom vielen Lesenmüssen, das so eine Zeitung mit sich bringt? Wenn Sie anderer Meinung sind und jetzt nicht mehr weiterlesen wollen, ist das in Ordnung. Die Kolumne endet hier.

52

Abschied vom Rockpieptiker

Der Brite J. A. Baker hat in den 1950er und 60er Jahren in seiner Freizeit die Vogelwelt von Essex beobachtet und über sie geschrieben.. Sein Buch »The Peregrine« (deutsch: »Der Wanderfalke«, Matthes & Seitz Verlag 2014) ist einigermaßen bekannt unter Menschen, die sich für Vogelbeobachtung oder für literarische Naturbeschreibungen interessieren.

Bakers Buch ist mein Testtext für die Fortschritte in der automatischen Übersetzung. Ich habe es seit 2017 insgesamt neun Mal von Google Translate, DeepL und mit ChatGPT aus dem Englischen ins Deutsche übersetzen lassen, um zu sehen, was es Neues gibt. Beim ersten Mal war es Zufall. Ich hatte das Buch gerade auf Englisch zu lesen versucht, als ich merkte, dass automatische Übersetzung plötzlich funktionierte. (Alle, die daran mitgearbeitet haben, wissen, dass es nicht »plötzlich« passierte. Aber für mich als Nutzerin fühlte es sich so an.) Es war ein glücklicher Zufall, denn seitdem ist mir kein anderer Text begegnet, der in der automatischen Übersetzung eine so schöne Mischung aus Poesie und Absurdität produziert.

Die Absurdität entsteht vor allem durch die Vogelnamen im Text, mit denen Google Translate und DeepL überfordert sind. Es gibt vier Möglichkeiten, als Übersetzungsmaschinerie auf einen Vogelnamen zu reagieren. In aufsteigender Lustigkeitsreihenfolge: Korrekte Übersetzung, wörtliche Übersetzung, wörtliche Übersetzung im falschen Kontext, und freie Erfindung. Korrekt übersetzt werden vor allem häufige Vögel, die im Trainingsmaterial wahrscheinlich oft vorgekommen sind, also vor allem Krähen und Spatzen. Die wörtliche Übersetzung macht aus »little owls« »kleine Eulen«, eigentlich sind es Steinkäuze. Das komische Potenzial wächst, wenn die wörtliche Übersetzung aus einem anderen Kontext stammt: »Liederdrosseln, blaue Titten und große Titten sangen.« (Meisen heißen auf Englisch »tit«.) »Wathosen schwebten nach unten. Krächzende Türme flogen hinaus, um sich von Schlammflächen zu ernähren.« Das ist nicht völlig abwegig, *waders* können Wathosen sein und *rooks* Türme, jedenfalls im Schach. Nur ist hier der Kontext halt ein anderer.

Am lustigsten ist es da, wo die Übersetzungsgeräte fehlende Vogelnamen einfach erfinden. Manchmal sind es existierende Wörter, die zweckentfremdet werden: »Um elf Uhr klapperten zweihundert Holzspäne aus dem Obstgarten.« (Im Originalnamen, *wood pigeons*, sind keine Späne enthalten.) »Salzsalzen läuten mit dem Schrei der Rotzbeine.« (Die Rotzbeine sind *redshanks*, Rotschenkel.) Und manchmal ist das ganze Wort eine Neuerfindung: »Der klare metallische Gesang eines Rockpieptikers trieb langsam die Felswand hinunter.« Hier geht es um einen *rock pipit*, in Wirklichkeit ein Strandpieper. Aber Rockpieptiker ist so offensichtlich der bessere Name!

Erst mal ist die Existenz von Rockpieptikern in maschinell übersetzten Texten überraschend: Wenn die Sprachmodelle an Texten von Menschen trainiert werden, wo nehmen sie dann

erfundene Vögel her? Es liegt daran, dass sie nicht – so wie die Wortvorhersage beim Tippen am Handy – vorhersagen, welches ganze Wort an einer bestimmten Stelle am wahrscheinlichsten ist. Sie arbeiten mit Wortbestandteilen, und dabei kann sich eben manchmal ein Rockpieptiker ergeben. Seit 2020 gibt es die Seite www.thisworddoesnotexist.com. Sie zeigt bei jedem Reload ein neues Wort, das von einem Sprachmodell produziert wurde.

»Der Wanderfalke« ist ein Buch über das Ende der Wanderfalken. In der Zeit, in der Baker seine Vögel beobachtete, war die Art in Großbritannien (und in Deutschland) durch Pestizide aus der Landwirtschaft unmittelbar vom Aussterben bedroht. Dann wurde der Einsatz von DDT verboten und die Bestände wuchsen wieder an.. In den letzten Jahren gehen sie zwar wieder zurück, aber so schlecht wie in den 1960er Jahren sieht es für die Wanderfalken nicht aus.

Die Zeit des Rockpieptikers ist wirklich vorbei. Zwar ist er noch nicht zum korrekten Strandpieper geworden, sondern bisher nur zum »Felsenpieper« (DeepL) oder »Felspieper« bei Google Translate.. ChatGPT ist vielleicht darüber informiert worden, dass man auch als Übersetzungswerkzeug nicht immer nur männliche Formen verwenden soll, und findet eine »Felsenpieperin«.

Der leuchtende Unsinn von Rotzbeinen, Barschwanzgeistern, Kiebitzgewächsen und singenden Maissuppen ist aus der automatisch übersetzten Vogelwelt verschwunden und wird nicht wiederkehren. Im Inneren der Übersetzungswerkzeuge gibt es einen Regler, der sich auf einen Wert zwischen »seriöse, vorhersehbare Ergebnisse« oder »mehr abwegiges Zeug« einstellen lässt. Zahlende Kundschaft kann das weiterhin tun, aber die öffentlichen Gratisergebnisse enthalten keine Rockpieptiker mehr. »Bevor es zu spät ist, habe ich versucht, die außerordentliche Schönheit dieses Vogels wieder einzufangen und das Wunder des Landes zu vermitteln, in dem er lebte, ein Land, das für mich so üppig und herrlich ist wie Afrika. Es ist eine sterbende Welt, wie der Mars, aber sie leuchtet noch.« (J.A. Baker, übersetzt von DeepL 2020)